

Horizonte

Marianne Adam · Ella Salomon

Was wird der Morgen bringen?

Zwei Jüdinnen überleben Auschwitz



Edition Anker



Marianne Adam und Ella Salomon gehören zu den letzten Zeugen der industriellen Massenvernichtung europäischer Juden. Sie fühlen sich verpflichtet zu berichten, was damals geschah, weil sie Auschwitz überlebt haben. Sie schreiben vor allem für die junge Generation, damit sie nie mit einem menschenverachtenden und gewalttätigen Regime einverstanden ist.

ABC
team

Horizonte

Was wird der Morgen bringen?

Marianne Adam, geboren 1923 in Ungarn, heiratete einen jüdischen Arzt, der ebenfalls auf wunderbare Weise überlebt hatte. Heute lebt sie in Berlin.

Ella Salomon, geboren 1920 in Rumänien, kommt aus einer Arztfamilie und lebt in Israel.



Best.-Nr. 113 508 ISBN 3-7675-3508-4

Edition Anker

MARIANNE ADAM • ELLA SALOMON

Was wird der Morgen bringen?

Zwei Jüdinnen überleben Auschwitz
und finden zum Glauben an Jesus Christus

Edition Anker



ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Neukirchen
R. Brockhaus Verlag Wuppertal
Brunnen Verlag Giessen / Basel / Woltersdorf
Edition Anker / Christliches Verlagshaus Stuttgart
Oncken Verlag Wuppertal

Edition Anker – Horizonte

[Aus dem Ungarischen übersetzt](#) von Moshe Fogel

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Was wird der Morgen bringen?

– zwei Jüdinnen überleben Auschwitz
und finden zum Glauben an Jesus Christus /
Marianne Adam, Ella Salomon. –

Stuttgart: Ed. Anker im Christlichen Verl.-Haus, 1995

(ABC-Team) (Edition Anker: Horizonte) – ISBN 3-7675-3 508-4
NE: Adam, Marianne; Salomon, Ella

3. Auflage 2001

© 1995 Edition Anker

im Christlichen Verlagshaus GmbH, Stuttgart

Umschlaggestaltung: Dieter Betz, Friolzheim

Umschlagfoto: dpa / Athenstäd

Gesamtherstellung: Druckhaus West GmbH, Stuttgart

ISBN 3-7675-3 508-4

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16](#)

*Nicht wir, die Überlebenden,
sind die wirklichen Zeugen...
Wir sind nicht nur eine
verschwindend kleine, sondern auch
eine anomale Minderheit.*

PRIMO LEVI

Inhalt

Marianne Adam:	
So habe ich überlebt!	9
Zur Person	11
Deutsche Besatzung – gelber Stern – Ghetto	14
Die grosse Reise	23
Auschwitz	27
Krakau-Plaszow	35
Zurück nach Auschwitz-Birkenau	43
Der «Krätzeblock»	47
Wiesau	50
Reichenbach-Langenbielau	54
Im Krankenbau	59
Der Todesmarsch	61
Mengele	67
St. Georgenthal	69
Schwierige Befreiung	71
Heimkehr	74
Die Gnade der wiedergefundenen Liebe	77
Ausblick	78
Fotos	87

Ella Salomon:	
Meine Geschichte	93
Vorwort	94
Vorboten	103
Transport und Ghetto	108
Die Hölle	113
Zeugenstand	123
Winter in Auschwitz	125
Arbeitseinsatz	131
Das Ende	138
Frei!	146
Fotos	156
Nachwort	159

Marianne Adam:

So habe ich überlebt



Im Alter von 15 Jahren

*An meine Enkelkinder
und an die Enkelkinder
meiner einzigen Schwester.
Ich danke Herrn Moshe Fogel (Jerusalem)
für die sorgfältige Übersetzung
aus dem Ungarischen
und Frau Dr. Schütz
für ihre liebevolle und sachkundige Hilfe.*

Gelobt sei Gott, der seinen Engel gesandt und seine
Knechte errettet hat, die ihm vertraut haben.

(Daniel 3,28)

Zur Person

Die Grossmütter schreiben. Sie sind letzte Zeugen der industriellen Massenvernichtung europäischer Juden. Sie fühlen sich verpflichtet, zu berichten, was damals geschah, weil sie überlebt haben, und Überleben verpflichtet. Eigentlich schreiben sie nicht für die Öffentlichkeit. Sie schreiben für ihre Enkelkinder. Die sollen Bescheid wissen. Sie schreiben, ob sie gebildet sind oder nicht; sie schreiben, damit die junge Generation lernt, nie mit einem gewalttätigen, menschenverachtenden Regime einverstanden zu sein und nie im Leben teilnahmslos zuzusehen oder mitzumachen, wenn Menschen vernichtet werden.

Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass eine Zeit im Leben kommt, da man die Wurzeln sucht und sich für die Vergangenheit der Familie interessiert; da man gerne wissen möchte: Woher stamme ich, wie und wer waren meine Grosseltern, meine Urgrosseltern?

Nun erzähle ich meine Geschichte, diese Geschichte, die gleichzeitig auch ein Stück Weltgeschichte widerspiegelt; eine Geschichte, die in gewisser Weise unser Leben abgebrochen hat und die unser zweites Leben und unsere Persönlichkeit für immer geprägt hat.

Ich habe öfter angefangen, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen, bin aber von der Last der Vergangenheit immer fast erdrückt worden, so dass ich wieder aufhören musste. Ich brauchte meine Kräfte für meine Familie. Heute habe ich diese Pflichten nicht mehr. Meine erwachsenen Töchter haben nun ihre eigenen Familien, die Enkelkinder gehen zur Schule. Sie alle kommen jetzt ohne meine Hilfe zurecht. Dafür bin ich sehr dankbar.

Ich stamme aus einer bürgerlichen Familie. Mein Vater war

Diplomingenieur und als leitender Ingenieur in der Fabrik «Ganz» in Budapest angestellt. Meine Mutter, früher Sekretärin in einer Baufirma, war Mutter und Hausfrau. Und was für eine! Sie war eine schöne Frau, feinfühlig, kultiviert, zurückhaltend, immer ruhig, humorvoll, eine zärtliche, liebende, verständnisvolle Mutter, die mit 50 Jahren in die Gaskammer von Auschwitz getrieben wurde. Bis zum heutigen Tag vermissen sie und werde meine tiefe Trauer nie ganz überwinden.

Mein Grossvater väterlicherseits war Stationsvorsteher und bereits im Ruhestand, als ich noch Kind war. Er war ein kluger, freundlicher, liebevoller und humorvoller Mensch. Wir sind miteinander viel gewandert, und meine ersten Kenntnisse von Welt und Natur stammen von ihm. Mit seiner blinden Frau wurde er in einem der berüchtigten Viehwaggons abtransportiert und in Auschwitz vergast. Er war 86 Jahre alt. Mutters Eltern haben die Tragödie Gott sei Dank nicht mehr erlebt. Sie starben eines natürlichen Todes.

Wir waren eine vierköpfige Familie mit zwei Töchtern. Meine fünf Jahre ältere Schwester Edith habe ich abgöttisch geliebt, obwohl sie als Kind wegen des Altersunterschiedes nicht mit mir gespielt hat. Als kleines Kind habe ich ihr wahrscheinlich viel Ärger bereitet. Trotzdem war sie immer lieb zu mir.

Meine ersten Kindheitserinnerungen sind mit einer grossen Wohnung in Buda verbunden. Sie lag unweit der Donau, war schön eingerichtet und von Sonnenschein durchflutet. Als ich sieben Jahre alt war, kaufte unser Vater ein Einfamilienhaus in einem grünen Bezirk von Budapest, damit wir Kinder freien Auslauf hätten und gesunde, frische Luft atmen könnten. Ich ging in Rakosliget in die Volksschule. Meine Schwester fuhr täglich mit der Bahn nach Budapest ins Gymnasium. Mein Vater verbrachte sei-

ne Freizeit mit Lesen und Gartenarbeit. Sie war sein Hobby geworden, und bald zauberte er mit Liebe und Leidenschaft aus dem öden Hof am Haus einen bewundernswerten Garten hervor.

Wir waren eine stille, harmonische Familie. Wir Töchter haben eine sorgfältige Erziehung erhalten: Fremdsprachen und Musikunterricht, Lesen von klassischer Literatur und Lernen sowie sportliche Tätigkeiten bestimmten unseren Tagesablauf. Daneben wuchsen ganze Katzengenerationen bei uns auf, liebevoll betreut von Vater und mir.

Deutsche Besatzung – gelber Stern – Ghetto

Und dann begannen die schweren Zeiten. Es kam zu antisemitischer Propaganda, die täglich zunahm und ihre Wirkung tat. Wir jüdischen Jugendlichen wurden aus der Gesellschaft christlicher junger Menschen ausgeschlossen. Das war eine schmerzliche Erfahrung. Auch unterwegs zur Schule mussten wir verächtliche Blicke und sogar Gemeinheiten erdulden.

Das Gymnasium, das ich zu jener Zeit in Budapest besuchte, war jedoch eine Insel der Demokratie und Gleichberechtigung. Dort haben wir nie den Unterschied zu spüren bekommen. Der Antisemitismus blieb vor der Tür, und wir konnten in Einklang und gegenseitigem Verständnis mit allen anderen Schülerinnen zusammen unsere Bildung erhalten.

Inzwischen heiratete meine Schwester ihren heutigen Ehemann, einen katholischen Ungarn. Sie nahm auch seinen Glauben an. Die Ehe wurde einige Wochen vor dem Eheverbot mit jüdischen Partnern geschlossen. Ich konnte bei meinen Eltern keine besondere Freude an dieser Heirat entdecken. Wir wussten ja damals noch nicht, dass diese Ehe eine entscheidende Rolle spielte bei der Lebensrettung meiner Schwester und meines kleinen Nefen.

Für uns wurde die Situation immer schwieriger, und die Nachrichten wurden immer bedrückender. Dann brach der Zweite Weltkrieg aus. Vater hörte im geheimen die Londoner Nachrichten und sass oft traurig und verzweifelt vor dem Radiogerät. Einmal berichtete er von Massenvernichtungen von Juden, von Massengräbern und lebendig begrabenen Verletzten. Wir hörten nicht zu, wollten es nicht glauben, wollten uns unsere schönen Träume nicht nehmen lassen. Eine Flucht ins Ausland war inzwischen unmöglich geworden.

Allmählich vergiftete die Nazipropaganda derartig die Seelen, dass wir uns in einer feindlichen Umgebung befanden. Ich habe zwar mein Abitur noch gut bestanden, aber die Pforten der Universität blieben für mich, die Jüdin, verschlossen. Die Hoffnung, weiter lernen zu dürfen, gab ich jedoch nicht auf. Um die Zeit zu überbrücken, meldete ich mich als Lernschwester im jüdischen Krankenhaus von Budapest an. Ich wurde angenommen. Gott hatte aber offensichtlich noch etwas anderes mit mir vor: Im selben Krankenhaus lernte ich nämlich meinen Mann kennen, der dort seine Ausbildung als Hals-Nasen-Ohren-Arzt absolvierte. Es war vom ersten Augenblick an die grosse Liebe.

Die grausamen Nachrichten über Judenvernichtungen brachen nun täglich in unser Leben ein. Mein Vater vernachlässigte seinen Garten, fand keine Freude mehr daran, wurde immer verschlossener und wortkarger. Meine Mutter ging mit verweinten Augen umher. Ihre einzige Freude war noch ihr Enkel. Dann wurden die jungen Männer jüdischer Abstammung zum sogenannten Arbeitsdienst im Militär eingezogen. Es war eine erniedrigende Sklavenarbeit für die ungarische und die verbündete deutsche Armee. Einen grossen Teil von ihnen hat man zur Ostfront befördert. Den Menschen wurde immer wieder beigebracht, dass niemand von ihnen mit dem Leben davonkommen würde. Sie waren auch tatsächlich völlig der Willkür von primitiven, sadistischen, hassgefüllten Wächtern ausgesetzt. Sie hatten mangelhafte Nahrung und keine warme Kleidung. Sie wurden zum Minentreten eingesetzt, anstelle von Pferden vor schwere Munitionswagen gespannt, erschlagen, erschossen. Der Rest starb an Hunger, Krankheit, an Entkräftung. Die Phantasie der Quäler schien grenzenlos. Insgesamt mussten ungefähr 50'000 jüdische ungarische Menschen im Arbeitsdienst an der Ostfront ihr junges Leben lassen. Inzwischen

blieben die Familien ohne Väter, ohne Brotverdiener, ohne Beschützer, nur allein auf Mutters Versorgung angewiesen.

Und dann, am 19. März 1944, marschierten die deutschen Truppen in Ungarn ein. Der Krieg war für das Hitler-Deutschland längst verloren, aber die ungarischen Juden sollten noch vor Kriegsende, im letzten Moment, grausam ausgerottet werden.

Wie wir nachträglich erfuhren, hatte sich die Auschwitzter Todesfabrik darauf schon Monate vorher vorbereitet: Man baute schleunigst noch zwei neue Gaskammern mit entsprechenden Krematorien und errichtete in deren unmittelbarer Nähe eine spezielle Empfangsrampe für Viehwaggons mit ungarischen Juden.

Inzwischen begann im besetzten Ungarn Schritt für Schritt die systematische Judenvernichtung. Binnen zwei Wochen wurden wir verpflichtet, den gelben Stern zu tragen. Wir, die dummen Nichtsahnenden, haben die Sterne aus gelbem Stoff eifrig zugeschnitten und an unsere Kleider und Mäntel vorschriftsmässig angenäht. Dadurch waren wir gezeichnete, ausgelieferte, vogelfreie, für Schikane, Verspottung, Erniedrigung, Festnahme, schliesslich für Deportation und Tod freigegebene Menschen geworden.

Nachdem ich mein Diplom als OP-Schwester erworben hatte, beantragte mein zukünftiger Mann Heiratsurlaub. Er bekam zwei freie Tage vom Arbeitsdienst, und wir haben in Eile geheiratet. Der Bräutigam trug das gelbe Armband. Wir konnten wahrnehmen, dass der begleitende Soldat Tränen in den Augen hatte.

Unsere Ehe war sehr glücklich. Sie hat 42 Jahre gedauert und wurde durch den Tod meines Mannes nach langer Krankheit beendet.

Das Unglaubliche geschah eines Tages: Der Passierschein meines Vaters wurde eingezogen. Er konnte nicht mehr zu seiner Ar-

beit. Auch ich wurde aus meiner Arbeitsstelle von Menschen, die mir freundlich gesinnt waren, nach Hause gejagt. – «Weisst du denn nicht, dass es verboten ist, mit dem Judenstern auf der Bahnstation umherzugehen? Jederzeit können sie dich holen und ins Sammellager bringen. Geh nach Hause und bleib bei deinen Eltern.» Danach ging ich natürlich nicht mehr zur Arbeit.

Lange dauerte es nicht, bis die schreckliche Nachricht kam: «Alle Juden müssen zusammenziehen». Also packten wir unsere wichtigsten, nützlichsten und kleinsten Habseligkeiten zusammen, samt drei Betten.

Ich werde den erschütternden Abschiedsbesuch der uns befreundeten Familie Ujvary nie vergessen. Sie klingelten festlich gekleidet bei uns am Vorabend unserer Vertreibung und brachten uns einen schönen Blumenstrauss. Sie nahmen bei uns Platz, schwiegen oder sprachen leise, als ob ein Toter im Hause wäre. Sie wischten Tränen aus den Augen, umarmten und küssten uns brüderlich zum Abschied. Das war eine in der damaligen Zeit recht ungewohnte Geste von Menschlichkeit und Mitgefühl. Bis heute bin ich zutiefst dankbar dafür. Gott möge der Familie Ujvary und deren Nachkommen diese Güte und diese Sensibilität vergelten, wodurch sie uns in diesen tragischen Stunden ihre Liebe kundgetan haben!

Unser Haus, unsere Wohnung, unser Heim verlassend, machten wir uns mit einem elenden Wagen auf den Weg nach Akadémiatelep, wo wir bei einer unbekanntenen, doch sehr netten jüdischen Familie Unterkunft fanden. Das Haus wurde mit dem Judenstern gekennzeichnet, so dass man von Weitem sehen konnte, wer hier wohnt. Die Nachbarn warfen uns gehässige Blicke zu. Nie haben wir von ihrer Seite irgendeine hilfsbereite Geste erfahren.

Da kam eines Tages die furchtbare Nachricht: «Packt alle eure Dinge zusammen. Morgen früh kommen die Gendarmen, um euch

zu holen.» Von dieser Schreckenskunde halb gelähmt, rafften wir hastig alles, was wir konnten, zusammen und stopften es in Rucksäcke. Meine Mutter machte noch schnell mit dem vorhandenen Fett, Mehl und Zucker Plätzchen, in Asche gebackene Pogatschen, wie man es in ungarischen Märchen liest.

Am nächsten Morgen erschienen wirklich die «Hahenschwänzler». Sie wurden so genannt nach den mit einem Hahenschwanz gezierten Kappen ihrer Uniform. Schreiend und brüllend und mit ihren Knüppeln fuchtelnd kamen sie daher. Wir mussten antreten: Die Alten und die Jungen, die schwangeren Frauen und die jungen Mütter mit ihren Säuglingen. «In die Reihe, in die Reihe...» hiess es. Wir mussten uns mit unseren sämtlichen Siebensachen, Säcken, Koffern in Reihen aufstellen.

Dann trieben sie uns an im Laufschrift – damals wussten wir noch nicht, wohin. Schliesslich wurden wir durch ein Tor gejagt und befanden uns auf einem mit Stacheldraht umgebenen Grundstück, auf dem ein Haus stand: die Kaserne der Gendarmen. Auf diesem Platz war ein Sammellager errichtet worden. Dann musste jeder, alt und jung, sein Eigentum niederlegen. Bereits vorher haben sie uns natürlich schon unsere Wertsachen, die wir noch an uns trugen, weggenommen: Die Ohrgehänge wurden heruntergerissen, die Ringe von den Fingern gezerrt. Dann folgte das Durchsuchen. Lange Stunden standen wir unter der sengenden Sonne, bis wir endlich an der Reihe waren. Nun wurden wir von Kopf bis Fuss betastet und danach in eine mit einem Vorhang abgeteilte Ecke hineingestossen, wo uns eine junge Hebamme gynäkologisch untersuchte. Sie suchte nach Brillanten. Natürlich fand sie nichts. Wir zogen uns hastig an und kehrten auf den Hof zurück, wo unsere bescheidenen Siebensachen geblieben waren.

In meiner Tasche fand ich eine leere Postkarte, die ich schnell an euren Grossvater, meinen lieben Nikolaus, schrieb: «Wir werden gerade durchsucht. Unsere Pakete sind sehr schwer. Ich hoffe, dass wir es überleben und uns eines Tages wiedersehen.» Das habe ich zwar selbst nicht geglaubt, aber doch so geschrieben. Damals wussten wir auch noch nicht, dass wir unsere Pakete nicht lange würden schleppen müssen.

Später erschien meine Schwester Edith jenseits des Zaunes, den kleinen Sohn auf ihrem Arm, ein Hündchen an der Leine führend, das unsere Mitbewohner, die samt uns von den Gendarmen vertrieben worden waren, in ihre Obhut gegeben hatten. Nun stand Edith dort, uns durch den eisernen Zaun anschauend, schluchzend. Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie suchte das Tor, um zu uns zu gelangen. Ich stürzte mich wie ein wilder Tiger auf sie und trieb sie mit den grössten Beschimpfungen weg, als wüsste ich genau, was auf sie und ihr Kind warten würde.

«Lauf weg, hau ab. Ich bleibe bei den Eltern. Rette dein Leben und das deines Kindes. Ihr müsst leben, ihr werdet leben. Leb wohl!» Edith drehte sich mit schwankenden Schritten um und machte sich zögernd auf den Weg. Auch jetzt noch sehe ich sie vor mir, ihre vom Weinen geschüttelten Schultern.

Ich weiss nicht, wie viele Stunden wir an diesem grässlichen Ort unter weinenden Säuglingen, verbitterten jungen Eltern und aufs Äusserste gedemütigten Alten verbrachten. Ich weiss nicht, wieviel Zeit inzwischen vergangen war.

Auf einmal erschienen die schreienden, brüllenden Gendarmen wieder. Wir wurden erneut in Reihen aufgestellt und im Laufschrift zur Bahnstation Rakosliget getrieben. An beiden Seiten der Strasse stand die Menge – die Einwohner von Rakosliget, die mit fröhlichem Gesicht zusahen, wie wir im Laufschrift an ihnen vorbeikamen. Wir hörten ihr spöttisches Rufen, nirgends eine Kund-

gebung der Sympathie. Doch, da hörte ich eine Frauenstimme, die dem Doktor Bakonyi zurief: «Leben Sie wohl, Herr Doktor!» Das war das einzige. Sonst bloss Schadenfreude und grinsende Gesichter – klar, all unser zurückgelassener Besitz fiel ihnen nun zur Beute.

Die Waggonen warteten schon auf uns. Wir wurden hineingestossen. Zunächst setzten wir uns noch nicht hin, weil wir unsere Mäntel vor dem Schmutz schonen wollten. Doch später war uns das schon egal; wir setzten uns, wo immer Platz war, auf den Boden in Dreck und Kohlenstaub.

So fuhren wir in der stockfinsternen plombierten Bahn, in einem Viehwaggon, samt allen unseren Habseligkeiten: Vati, Mutti, ich und noch drei- oder vierhundert jüdische Menschen aus Rakosliget. Sie pressten etwa achtzig bis neunzig Leute in den für sechs Pferde oder vierzig Menschen bestimmten Waggon. Wir fuhren und fuhren; mir schien es eine Ewigkeit. Doch nach einigen Stunden hielt der Zug irgendwo.

Unter den grössten Beschimpfungen, unsagbaren Flüchen, Schlägen und Prügeln wurden wir mit Gewehrkolben aus dem Waggon getrieben. Wir wären ja sowieso ausgestiegen, nur vielleicht ein wenig langsamer! In der gleichen Tonart erfolgte das Weitertreiben in die Mitte dieses Lagers auf dem Gelände der ehemaligen Hatvany-Zuckerfabrik. Es schien ein seit Langem verlassener Ort zu sein. Eisenbahngleise lagen überall herum, eine riesige Einöde. Irgendwo in der Ferne sahen wir auch Baracken. Wir wurden auf ein Feld getrieben und hatten die Ehre, unsere schwarz gekleideten Henkersknechte, die sich ungarische Gestapo nannten, kennenzulernen.

Auf die grösste, schmutzigste, sadistischste Art, ihre Gummiknüppel verwendend, – damit wir besser verstehen sollten, was sie von uns wollten – nahmen sie uns alles weg, was wir besaßen:

Ledermäntel, Schuhe... Selbst, wenn jemand noch eine wertlose Uhr besass, konnten sie sie gebrauchen. Die Konserven wurden aus unseren Paketen geholt. Danach entfernten sie sich mit Genugtuung und unter wieherndem Gelächter. Wir aber blieben auf dem offenen Feld, oben bloss der freie Himmel, aus dem der Regen bald zu tropfen begann. Später goss es in Strömen.

Wie so oft später noch trieb auch jetzt die Natur ihr böses Spiel mit uns, denn während unserer Deportation wiederholte sich das noch viele Male. Patschnass und fröstelnd versuchten wir, uns in unsere nassen Decken zu wickeln. Als der Abend uns begrüßte, krochen wir drei zusammen und versuchten mit klappernden Zähnen Ruhe zu finden und schliefen schliesslich auf dem nassen Boden ein. Der Regen, der segensreiche Juniregen, er strömte weiter auf unsere unseligen Köpfe.

Unsere Verpflegung bestand aus – Nichts. Gar nichts bekamen wir, knabberten nur an Muttis Plätzchen. Es gab kein Wasser, keine Toilette – eine entsetzliche Situation, einfach grässlich!

Ein Steinbruch uns gegenüber bot uns am nächsten Tag eine Kostprobe unserer zukünftigen Erlebnisse im Konzentrationslager: Einige, bis zum Gürtel ausgezogene Männer mussten dort unter Peitschenhieben Steine brechen und sie im Laufschrift auf den Schultern irgendwohin tragen. Die ungarischen Gestaposoldaten samt ihren Peitschen führten ihre Aufgabe bestens aus. Nicht einmal Hitler selber hätte es besser machen können.

Zu jener Zeit war mir dieser Anblick noch furchtbar. Damals wusste ich noch nicht, dass ich binnen drei Wochen selbst zur aktiven Teilnehmerin eines solchen Horrorfilmes werden würde.

Drei Tage und drei Nächte vergingen so. Dann konnten sie

scheinbar nichts mehr mit uns anfangen und uns auch kein «Obdach» mehr gewähren. Die Waggons stellten sich ein. Wir wurden wieder marschbereit geprügelt und im Laufschrift dorthin gebracht. Wir waren so abgehetzt und erschöpft, dass wir uns sogar freuten, dass es wenigstens nicht mehr auf unsere Köpfe regnete. Ich half Mutti in den Waggon. Vater sprang herauf, da er noch flink und stark war. Ich versuchte, mich nützlich zu machen, den Alten und Kindern beim Einsteigen zu helfen, bis auf einmal dort wie ein wildes Tier ein ungarischer Gestaposoldat erschien. Ich sah, dass er das SS-Abzeichen am Kragen trug, während er mich mit der doppelt gefassten Hundekarbatsche an den Hals schlug. Er schrie so etwas wie: «Steig auf, du Saujüdin!» Menschliche Äusserungen konnten sie nicht ertragen. Sie wollten uns zu Tieren erniedrigen und erwarteten, dass wir im Staub zucken, auf den Knien liegend um Gnade bitten. Doch das haben sie nie bei uns erreicht.

Die grosse Reise

Nun folgte «Die grosse Reise», wie der Roman-Titel des grossen Schriftstellers Jorge Semprun lautet. Diese grosse Reise ... heute weiss ich nicht mehr, wie viele Tage und Nächte sie dauerte. Ich weiss nur, dass 90 Leute in den Waggon gepresst wurden samt ihren zusammengeschrumpften Habseligkeiten. Ein rostiger Eimer mit Trinkwasser wurde hereingestossen; ein anderer rostiger Eimer war für die Verrichtung der Bedürfnisse bestimmt. Man kann diese tagelange Reise nicht beschreiben.

Ihr braucht gar nicht erst zu versuchen, sie euch vorzustellen.

Der Regen hörte inzwischen auf. Die Junisonne begann zu scheinen, und mit voller Kraft prallte sie auf die Waggondächer, die ihre sengende Hitze auf uns herabstrahlten. Ich weiss nicht, wer das erste kleine Mädchen war, das ihre Bluse auszog und versuchte, nach Luft zu schnappen. Andere versuchten, zu der mit Stacheldraht verschlossenen Fensterluke zu kriechen, um dort ein wenig Luft zu bekommen. Tante Groag, die Mutter einer meiner Freundinnen, verlor den Verstand, wurde wahnsinnig, schrie verworren. Ihr konnte keiner helfen, denn unsere Situation im Waggon war schon so unerträglich, dass viele fast erstickten und viele starben. Diese versuchte man in eine Ecke zu schieben. Doch die fürchterliche Enge liess das nicht zu. Schliesslich setzte man sich einfach auf die Leichen. Die Kinder kreischten vor Durst, schrien nach Wasser. Doktor Bakony fischte von irgendwoher Würfelzucker hervor, tröpfelte Alkohol darauf und verteilte es, solange der Vorrat reichte. Mehr gab es nicht.

Irgendwann hielt der Zug. Jemand schaute durch das Gitter hinaus und sah, dass «Kassa» ausgeschildert war. Die plombierten

Waggontüren wurden aufgerissen. In unmenschlichem Ton wurden wir angebrüllt, dass wir alle noch vorhandenen Wertsachen sofort abzuliefern hätten. Wer es nicht täte, würde hier im Waggon unverzüglich erschossen. Jeder holte natürlich hervor, was er noch zu verstecken gewagt hatte. Wir drei waren nicht so mutig gewesen, noch irgendwelche Wertsachen zurückzuhalten.

Nochmals knarrte die schwere Waggontür. Sie wurde mit Ketten und Schlössern abgesperrt, und wir blieben weiter zum Tode verurteilte Gefangene. Der Zug rollte schon wieder, als auf einmal einer zu schreien begann: «O weh, sie sind gestorben, sie sind tot!» Wir wussten nicht, worum es ging. Ein junges Arztehepaar aus Pecel hatte sich eine Morphiumspritze gegeben. Schliesslich hatten sie ja recht. Die Bahn machte irgendwo halt. Jemand schrie von neuem: «Hilfe, bringen Sie sie hinaus, sie sind gestorben.» Die beiden Ohnmächtigen – denn tot waren sie noch nicht, wurden an den Füßen ergriffen, hinausgezerrt und mit einem lauten Knall auf den Boden geworfen. Wir hörten, wie sie auf unmenschliche Art ausgepeitscht wurden ... Vermutlich haben sie nichts mehr gespürt und sind ohne weiteres Leiden aus dem Leben gegliitten.

An einem Morgen – ich weiss nicht, des wievielten Tages, blickte unser Vater durch das Fenstergitter. Wir alle waren schon halbtot vor Hitze, vor Durst und Mangel an Luft. Hunger spürten wir schon nicht einmal mehr. Vater sagte Folgendes: «Mama, hier sind wir auf dem Friedhof des europäischen Judentums – in Polen. Ich glaube, dass es jetzt an der Zeit ist, dass Marika uns die Morphiumspritze gibt.» Ich hatte mich noch zu Hause mit einer genügenden Dosis Morphium versehen, das ich in der letzten Zeit zusammengekauft hatte. Das kleine Paket wurde hervorgeholt, und ich begann, das Gift in die Spritze aufzusaugen. Aber in diesem Moment fing meine Mutter zu schreien an: «Nein, nein, das darf

man nicht. Vater, das kannst du nicht von unserem Kind verlangen. Es wird leben, es muss leben.» Also unterbrach ich meine Bemühungen. Das Gewicht jener Worte begriff ich erst Jahre später, nachdem ich auf wunderbare Weise lebend aus der Hölle herausgekommen war.

Die qualvolle Reise ging weiter. Ich weiss nicht mehr, wie viele Tage und Nächte sie dauerte. Viele sind gestorben und noch mehrere verloren im Waggon den Verstand. Vater sass bewegungslos. Er sagte, dass er auf diese Weise weniger Sauerstoff verbrauche. So sass er, einem Buddha ähnlich, mit seiner uns so wohlbekanntesten Selbstbeherrschung. Mutter hatte sich schon mit dem Schlimmsten abgefunden. Ich war ziemlich durcheinander und konnte einfach nicht glauben, dass wir in den Tod fuhren.

Die Bahn fuhr mit uns, rollte weiter, bis sie schliesslich auf einem Nebengeleise halt machte. Sie blieb fünf, sechs, zwölf Stunden stehen – ich weiss nicht, wie lange es war. Als es dämmerte, schaute mal wieder jemand durch das Fenstergitter und sagte: «Seht mal an, hier ist eine grosse Fabrik, anscheinend ein Hüttenwerk.» Es schlugen nämlich feurige Flammen aus riesigen Schornsteinen bis zum Himmel empor. Die Wirklichkeit hätten wir uns nicht einmal in Fieberphantasien vorstellen können.

Der Zug setzte sich von neuem in Bewegung, rumpelte durch die Gegend und machte wieder halt. Wir atmeten auf, glaubten, dass unsere Qualen nun zu Ende wären. Wir wussten noch nicht, dass sie damals ja erst angingen und für fast alle bis zum Tode andauern würden.

Männer in gestreifter Kleidung sprangen in den Waggon und brüllten in gebrochenem Deutsch: «Alle aussteigen! Alle aussteigen!» Sie hielten Knüppel in den Händen, um die erschöpften Menschen schneller in Bewegung zu bringen; doch wir waren

kaum fähig, uns voranzuschleppen. Wir fragten, was mit unserem Gepäck geschähe, und sie sagten, dass man es ruhig dort liegen lassen könne. Nach dem Bad werde jeder seine Sachen bekommen. Auch Mutters Plätzchen mussten wir dort lassen. Allerdings interessierte uns das alles gar nicht mehr. Uns fest an den Händen haltend stiegen wir aus: Ein riesiges Tor, Geleise sahen wir und am Tor eine Aufschrift – diese berühmte Aufschrift: «Arbeit macht frei!» Langsam uns dahinschleppend, machten wir uns auf den Weg inmitten einer riesigen, schier unendlichen Menschen-schlange.

Dann brüllten die SS-Burschen und diejenigen in gestreifter Kleidung: «Männer vortreten – auf diese Seite; Männer auf diese Seite!» Vater und ich versuchten, die Zeit noch ein wenig hinauszuzögern, doch es ging nicht; Auf einmal erschien bei uns ein gestreift Gekleideter, der Vater grob aus der Reihe stiess – ihn für immer aus unserem Leben riss! Er musste im Laufschrift in die Männerreihe. Ich winkte ihm noch nach, nicht wissend, dass ich ihn zum letzten Mal sah. Unsere sich dahinschlängelnde Reihe mit Frauen samt ihren Kindern, Alten, Sterbenskranken und mit wenigen arbeitsfähigen, blühenden jungen Mädchen machte sich weiter auf den Weg. Als wir am Tor ankamen, bemerkten wir, dass eine Auswahl getroffen wurde. Mutter klammerte sich mit einem Arm an mich, an dem anderen führte sie Tante Jetti, eine aus Wien entflozene kleine jüdische Frau, die nach Rakosliget kam, um dort vor dem Tod Zuflucht zu finden. Das meinte sie. Doch jetzt, samt uns, auch sie... Auch sie wurde Beute des nationalsozialistischen Wahnsinns.

Auschwitz

Als wir vor dem selektierenden Arzt ankamen – erst als wir kurz davorstanden, sahen wir, was dort geschah –, wurde meine Hand mit einem scharfen Hieb von meiner Mutter getrennt. Sie, mit Tante Jetty am Arm, wurde nach rechts geschickt. Da begann ich zu schreien: «Mutti, Mutti, ich will mit!!» Doch im gleichen Augenblick erschien ein SS-Soldat hinter meinem Rücken, der mir mit dem Gewehrkolben so auf meine Schulter schlug, dass ich zu Boden stürzte. Als ich mich aus dem Lehmloch wieder erhob, war meine Mutter schon verschwunden. Ich aber musste laufen, um die anderen jungen Mädchen, die, wie ich, nach links laufen mussten, zu erreichen. Links bedeutete das Leben, vielmehr den Versuch, während einer sechs Monate dauernden Sklaverei zu überleben. Ich kam also auch zu den Sklaven!

Man munkelte so etwas von einem Schonlager für Alte und Kinder, und dass wir sie wieder treffen würden. Alte? Meine Mutter war 49 Jahre, Vater 55. Alte! Sie waren doch Menschen auf dem Höhepunkt ihrer Kraft! Aber jene brauchten höchstens die Zwanzigjährigen. Und ich war zwanzig.

Wir wurden im Laufschrift angetrieben, von Schlägen nicht verschont. Nun erschienen Frauen, sorgfältig gekleidet, am Rücken mit Streifen gekennzeichnet. Später erfuhr ich, dass sie auch Häftlinge waren. Aber damals wussten wir noch nicht, wes Geistes Kind sie waren. Unter Prügeln, Schlägen und Geschrei wurden wir in eine riesige Halle getrieben, wo man uns befahl, alles, was wir in der Hand hielten, sofort niederzulegen und uns nackt auszuziehen. Wer sich sträubte, das letzte kleine Höschen abzulegen, konnte bald wieder mit den fleissig benutzten Peitschen der SS-Aufseherinnen Bekanntschaft machen. Entlang den Wänden der Halle genossen eine Menge SS-Soldaten wiehernd unsere Ernied-

rigung. Sie flüsterten und kicherten, deuteten mit den Fingern auf uns – wahrscheinlich wollten sie die Hübschen besser von allen Seiten sehen können.

Es ging so fort. Wir wurden geschlagen und liefen splitternackt weiter. Bei der nächsten Station war der Haarschnitt an der Reihe. Wir wurden auf irgendeine Bank abgedrängt und unseres gesamten Haarschmuckes beraubt: glatzekahl geschoren. Die meisten der Mädchen reagierten auf diese entsetzliche Erniedrigung mit Schluchzen. Ich war nicht so sehr erbittert. Denn ich hatte das Gefühl, dass – wenn ich weiter lebe – mein Haar schon nachwachsen würde; und wenn nicht, dann war es mir egal, ob ich kahl oder mit Haar ermordet würde.

Aber das war noch nicht das Ende der Erniedrigungen. Wir mussten weiterlaufen bis zu einer mit Rasiermessern ausgestatteten Abteilung, die auf uns wartete, um uns den ganzen Körper glatt zu rasieren. Auch das genügte noch nicht. Wir mussten noch einmal weiterlaufen, um mit Zerstäubern besprengt zu werden, angeblich gegen Läuse – vorher hatten wir nie Läuse; erst im Lager machten wir mit diesem blutsaugenden Ungeziefer Bekanntschaft.

Wir standen also nackt dort. Und dann – O Wunder – eine Brause sprang über unseren Köpfen an – kein Zyklongas, sondern echtes, wirkliches, heisses Wasser. Wir konnten es trinken, schlürfen, uns mit ihm waschen. Wir waren glücklich über das warme Wasser! Aber es dauerte nur einige Sekunden. Dann mussten wir pudelnass und barfuss antreten. Lumpen wurden uns zugeworfen. Wir mussten sie im Laufschrift anziehen. Was war das schon für eine Bekleidung! An Vogelscheuchen hätten wir bessere Fetzen gehängt als die, die von unseren Mithäftlingen für uns bestimmt waren. Die Dicken bekamen etwas Enges und die

Dünnen Weites, als ob es so beabsichtigt wäre. Doch das war nicht der Fall. Die uns feindlich gesinnten Häftlinge gaben uns die Kleider aufs Geratewohl. Reklamieren war nicht zulässig. Ich bekam ein Kinderkleid, das nicht einmal bis an die Knie reichte. Damals war ich auch schon ziemlich hager, so dass es mir fast genügte. Aber man musste weiterlaufen, fort, fort bis zum Platz, wo wir uns in Fünferreihen aufstellen mussten zum berühmten Zählappell! Grob brüllende Lockspitzel – wie ich später erfuhr, waren das privilegierte Häftlinge: die Blockältesten oder Kapos – sie fingen an, uns in Fünferreihen mit Hilfe ihrer Knüppel aufzustellen. Freilich wussten die meisten von uns nicht, was es bedeutet, in militärischer Weise anzutreten.

Aber es wurde ihnen bald durch Stockhiebe auf Hände, Füße und was immer erreichbar war, beigebracht. Wir, die Jungen und Strammen, lernten sofort, wie man soldatisch in einer Fünferreihe steht, steif, sich aneinander reihend. Stundenlang standen wir dort so, wurden noch einmal, noch zweimal, noch fünfmal gezählt – geschlagen und geprügelt, wenn wir nicht schön und exakt genug standen und die Reihen nicht schnurgerade verliefen.

Ich kann nicht sagen, dass wir – mit unseren kahlen Köpfen, in Vogelscheuchenlumpen gewickelt, einige barfuss, andere in Clogs, andere die Holzschuhe in der Hand haltend einen besonders prächtigen Anblick boten. So standen wir nun da, auf ein besseres Los wartend. Die Aufseherinnen brüllten bald von neuem: «Achtung!» Am Horizont erschien eine elegante Frau, in SS-Uniform und Hosenrock. Sie führte dressierte Bluthunde an der Leine. Hinter ihr kamen einige Männer, auch sie in SS-Uniform, die unsere Reihen mit strengen Augen betrachteten. Die Bluthunde wurden von Zeit zu Zeit, zum blossen Spass und zum Zeitvertreib, auf eine von uns gehetzt. Die Meute stürzte sich auf die Unglückliche, fing an, ihr Fleisch zu zerreißen. Erst wenn die Betreffende heu-

lend und blutend auf dem Boden zusammenbrach, marschierten die Vertreter der «höheren» Rasse lachend weiter.

So standen wir also dort, die Sonne versengte unsere kahlen Köpfe, standen in Auschwitz, auf dem lehmigen Boden von Auschwitz, von unseren Geliebten losgerissen, ins ungewisse Schicksal hinausgestossen.

Wie ich später erfuhr, wurde dieses Lager B3-Mexiko genannt und war berüchtigt, weil es dort gar kein Trinkwasser gab. Dorthin hat auch niemand Trinkwasser gebracht. Irgendein stinkender, schmutziger Bach floss hindurch, in den wir unsere Füße hängten, wenn uns das Wegtreten erlaubt war. Des Schmutzes, des Chlors und des Gestankes wegen war es unmöglich, von ihm zu trinken. Der Durst hat nie aufgehört, uns zu quälen. Heute noch habe ich das Gefühl, dass ich diese Wochen des Durstes nie vergessen, nie mich von ihnen erholen kann. Alles kann ich besser ertragen als den Durst. Seitdem – also bereits seit fast 50 Jahren – kann ich Leitungswasser mit unsäglichem Vergnügen trinken. Es ist mir egal, was ich trinke, solange der Durst gestillt wird. Solche dauernden Malzeichen prägte diese Qual in unsere Körper und Seelen ein.

Am Abend mussten wir wieder in Reihen antreten. Jede erste bekam einen Eimer, der einen Tee genannten Greuel enthielt, natürlich ohne Zucker, ungesüsst. Wir aber schlürftten ihn glücklich, gerade aus dem Kübel. Ja, ihr versteht mich richtig, ohne Becher, ohne Löffel, nichts gab es. Das war ein völlig zersprungener, rostiger Eimer, den wir von Hand zu Hand reichten, bis zum Ende der Reihe. Jede beobachtete argwöhnisch, wie viele Schlucke die anderen tranken. Es war die erste Flüssigkeit, die wir seit langer Zeit zu uns nahmen. Dann folgte die Brotausgabe. Nie hatte ich ähnliches Brot gesehen. Wie ich später erfuhr, war sein Grundstoff nichts anderes als Sägemehl. Wir bekamen eine dicke Schei-

be Brot mit einem kleinen dünnen Stück irgendeiner Wurst – zu jener Zeit wussten wir noch nicht, dass es die ganze Tagesration war. Wer dazu fähig war, ass es. Die meisten liessen es liegen.

Alles, was vom Lager kam, ekelte uns an. Allerdings sagten uns die gewitzten alten Hasen, dass wir lernen müssten, alles zu essen, alles, was es überhaupt gab. «Wer überleben will, schluckt alles hinunter!» sagten sie, «sogar mit dem äussersten Ekel, sonst stirbt man binnen weniger Tage.» Ich hörte sehr aufmerksam zu und folgte diesem guten Rat – ass immer alles, die Nase zuhaltend, auch das abscheulichste «Essen».

Wir wurden in eine Baracke getrieben, in der es keine Möbel gab, weder Pritschen, noch sonst etwas. Schlafstätte war der blossе Fussboden, auf dem Läuse und Wanzen herumkrochen. Aber ihr sollt nicht glauben, dass dort genug Schlafplätze für uns alle waren. Wir waren so viele, dass es unmöglich schien, uns alle da hineinzupressen. Allmählich erkannte ich meine Freundinnen, die mit ihren Glatzen ebenso komisch aussahen wie ich. Als ich den kahlen Kopf meiner besten Freundin, Agi, wahrnahm, brach ich in ein unwiderstehliches Gelächter aus, die ganze Tragödie um uns herum vergessend.

Die Nacht kam, die erste Nacht in Auschwitz. Obzwar wir zusammengedrückt waren, versuchten wir zu schlafen. Statt einer Toilette gab es einen rostigen Eimer. Anscheinend war das Lager mit solchen Eimern gut ausgestattet. Dieser rostige Kübel stand am Eingang der Baracke. Aber dorthin zu kommen war unmöglich, wenn man nicht auf die schlafenden Gefährtinnen treten wollte. Freilich hatten wir wenig zu entleeren, da unsere vertrockneten Körper ja praktisch weder Essen noch Getränke bekommen hatten. Die Verrichtung der Bedürfnisse war ein besonderer Greuel. Wenn eine es nicht mehr aushielt und – trotz allem – schliesslich zum Eimer ging, wurde sie sofort von den dort lauerten SS-Burschen angefallen. Wiehernd und mit Beschimpfun-

gen griffen sie die Betreffende an und prügeln sie mit ihren Knüppeln. Also auch das konnte man nicht! Weder Essen noch Trinken, noch auf die Toilette gehen – die Verrichtung irgendeines menschlichen Bedürfnisses war unmöglich! Klar, es war verboten, zu leben. Wir befanden uns ja im grössten Vernichtungslager des NS-Regimes!

Wir schliefen nur wenig während dieser ersten Nacht, zumal wir auch oft noch durch Schüsse und Geschrei geweckt wurden. Wir wussten nicht, wo und auf wen geschossen wurde. Jede Stunde gab es irgendeinen Lärm, entweder Maschinengewehrfeuer oder einzelne Schüsse, von Geschrei gefolgt. Es war doch klar, dass sie uns und die Unseren töteten oder töten würden. Am nächsten Morgen setzte sich eine Gefährtin zu uns, die die ganze Nacht mit den alten gewitzten Hasen gesprochen hatte. Sie versuchte, uns klarzumachen, dass wir auf nichts zu hoffen hätten. Unsere Familie, jeder, der sich nicht bei uns befand, war direkt in die Gaskammer gebracht worden, und seine Leiche war nun Asche.

«Seht ihr den dichten Rauch, der zum Himmel emporsteigt. Das sind ihre Seelen. Nur so kann man Auschwitz verlassen. Auch wir werden es auf diese Weise tun. Das ist der einzige Weg, der hinausführt: Durch den Schornstein.»

Von den 300 Juden aus Rakosliget gab es in unserer Gruppe nicht mehr als acht Mädchen. Allerdings weigerten sich die meisten Mädchen, ihren Ohren zu trauen und hielten diese Worte bloss für eine zusätzliche Qual. Nur zu verständlich, da kein vernünftiger Mensch sich vorstellen konnte, was dort passierte. Heutzutage wissen wir, was dort geschah. Wir lasen Bücher darüber, wir selbst besuchten die Vorhalle der Gaskammern.

Es war ja wirklich ein Wunder, dass wir durch dasselbe Tor wieder hinausgingen, durch das wir hereingekommen waren.

Bis heute können wir noch nicht begreifen, wie das geschah.

In der Frühe gab es erneut einen unendlich langen Zählappell, wozu auch SS-Leute samt ihren Hunden wieder erschienen. Und wieder mussten wir unseren Teil an Fusstritten, Qualen, Prügeln, Beschimpfungen und Grobheiten erleiden. Als es endlich vorbei war, erfolgte die Teeausgabe. Dieses Tee genannte Gesöff bekamen wir im gleichen rostigen Eimer. Später erfuhren wir, dass dieser «Tee» Bromat enthielt. Damit beruhigten sie uns. Sonst hätten wir den Verstand verloren und uns auf die Wächter gestürzt. So aber gelang es ihnen, eine so riesige Menge Menschen am Zügel zu halten. Diese Droge war eines der Mittel, deren sich das Konzentrationslager bediente. Wir tranken also den gebromten Tee und gingen zu möglichen und unmöglichen Wasserquellen, um uns die Füße zu waschen und – wo immer möglich – auch unsere Körper. Doch davon wurden wir meist noch schmutziger. Später trafen wir einige Häftlinge, die aus den verschiedensten Orten dorthin gekommen waren und sich schon längere Zeit im Lager aufhielten.

Ungefähr drei Wochen verbrachte ich in dieser Hölle, als ein Transport zusammengestellt wurde, der angeblich zu irgendeiner Arbeit gebracht werden sollte. Die alten, gewitzten Lagerhäftlinge taten ihr Bestes, um ihre Verwandten von diesem Transport auszuschliessen. Nachher erfuhr ich, dass auch am vorigen Tag ein solcher Transport abgegangen, aber nirgendwohin gebracht worden war, nur bis zu den Gaskammern! Die Kleider der Transportierten wurden am folgenden Tag ins Lager zurückgeschickt.

So vermuteten die im Lagerleben Erfahrenen, dass dieser Transport ebenfalls für die Gaskammern bestimmt sei. Trotzdem meldete ich mich, meiner Gewohnheit treu, als erste. Ich hatte ja nichts mehr zu verlieren. Die anderen Mädchen aus Rakosliget kamen mit. Wiederum Bad, wiederum ein schäbiges Kleid, dies-

mal ein einfarbiges, graues, wieder im Waggon. Doch jetzt wurden wir nicht mehr so zusammengepfercht wie vorher, da wir ja kein Gepäck mehr hatten. Der holpernde Viehwaggon, in dem ich mich schon wie zu Hause fühlte, machte sich auf den Weg nach Krakau.

Krakau-Plaszow

Diese Stadt ist von Auschwitz kaum mehr als 20 km entfernt. Trotzdem dauerte die Fahrt viele lange Stunden, weil die Bahn sich so langsam dahinschleppte. Wahrscheinlich war es ganz belanglos, ob wir überhaupt dort ankamen.

Als wir endlich aussteigen und atmen konnten, genossen wir dankbar die frische Luft. Aber die SS-Leute mit ihren Hunden warteten schon auf uns, um uns wieder einmal in Reihen aufzustellen. Brüllend trieben sie uns im Laufschrift in ein riesiges Lager. Wie sich später herausstellte, waren wir in der «Plaszow» genannten Vorstadt von Krakau, die etwas vom Charakter von Rakosliget hatte. Einige Jahre vorher war von den Deutschen dort ein Ghetto eingerichtet und nach einiger Zeit mit Mauern und elektrisch geladenem Stacheldraht versehen worden. Später bauten sie das Zwangsarbeiterlager Krakau-Plaszow. So kam ich vom Regen in die Traufe. Ich wurde in eine Baracke eingeteilt, wo ich – ganz fürstlich! – eine Pritsche für mich hatte. Sogar Decken gab es. Später stellte sich zwar heraus, dass sie mit Krätze verseucht und voller Läuse waren. Es wimmelte ausserdem von Flöhen und Wanzen. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wo eine solche Menge von ekelerregendem Ungeziefer, das uns nach dem Leben trachtete, hergekommen war. Was mir aber ein unvergessliches Erlebnis blieb, war der wunderbare – wenigstens zu jener Zeit so erscheinende – Waschraum. Es gab eine Menge Hähne, aus denen echtes, sauberes, wirkliches Wasser floss. Obwohl überall geschrieben stand, dass es der Typhusgefahr wegen lebensgefährlich sei, solches Wasser zu trinken, fiel ich darüber her und schluckte und schluckte. Zu jener Zeit hätte mir niemand eine grössere Wohltat erweisen können, als mir die Stillung meines wochenlangen Durstes zu ermöglichen.

Einige der Mädchen wurden in eine Nähstube eingeteilt, auch die anderen wurden zu verschiedenen Arbeiten geschickt. Wäre ich nicht immer wieder vom Pech verfolgt worden, hätte ich vielleicht auch so eine relativ leichte Arbeit bekommen. Ich wurde jedoch zur schwersten Arbeit, zum Baukommando, eingeteilt. Unter den dort herrschenden Umständen kam dabei jeder zweite Mensch um.

Am nächsten Morgen stellte man unsere Arbeitsmannschaft zusammen, und wir mussten geradewegs zum Steinbruch marschieren. Schulter an Schulter mit den Männern hackten wir. Es war jedoch verboten, auch nur ein einziges Wort miteinander zu wechseln. Von Zeit zu Zeit erschien der Lagerkommandant¹ auf seinem Schimmel, um sich auf besondere Weise zu amüsieren, nämlich auf uns scharf zu schießen. An meiner Seite fiel ein Mädchen von seiner Kugel getroffen zu Boden.

Aber es gab noch ein anderes Mittel der Menschenvernichtung: das Felsensprengen. Von Zeit zu Zeit wurde natürlich eine Explosion benötigt, um die grossen Steinbrocken aus dem Fels zu sprengen. Wenn eine Explosion bevorstand, suchten die männlichen Häftlinge Deckung. Wahrscheinlich waren sie schon längere Zeit an dieser entsetzlichen Arbeitsstelle beschäftigt und wussten Bescheid. Uns aber verriet niemand ein Sterbenswort über die Gefahr. Und so traf es uns ganz unerwartet. Wir bemerkten erst, dass etwas los war, als nach einer gewaltigen Detonation Steintrümmer auf uns stürzten. Traf jemanden nur ein eigrosser Stein, konnte er von Glück reden. Das Mädchen, das in meiner Nähe arbeitete, konnte das aber nicht. Der Steinbrocken, der auf ihren Unterarm fiel, verursachte einen offenen Bruch. Der Knochen hatte sich

¹ Amon Göth, bekannt durch Buch und Film «Schindlers Liste»!

durch Fleisch und Haut gebohrt. Das Mädchen wurde in die Spitalsbaracke gebracht. Ich sah sie nie wieder.

Ein anderer Teil dieser Arbeit war, dass wir die abgesprengten grossen Steine im Laufschrift bergauf schleppen mussten. Entlang unseres Weges standen SS-Burschen, um uns mit Hundepeitschen und Knüppeln zu schnellerer Gangart anzutreiben. Wenn sie den Stein, den wir in den Händen hielten oder auf den Schultern schleppten, für zu leicht hielten, wurde derjenige windelweich gehauen und ihm ein Stein von 20 oder 25 kg aufgeladen. Ich hatte Glück: Die Grösse meiner Steine war angemessen, und es gelang mir, die Prügel zu vermeiden.

Häufig betrachtete ich uns: Diese in graue Lumpen gehüllte Sklavenmannschaft, die mit Steinen auf den Schultern bergauf keuchte. Dieser Anblick von den im Gänsemarsch unter Peitschenhieben rennenden Menschen konnte doch nicht Wirklichkeit sein; so etwas zu erfinden war doch unmöglich! Also konnte es nur ein Alptraum oder vielleicht ein hässlicher Horrorfilm sein. Es war mir unvorstellbar, dass ich selbst an so etwas teilnahm. Aber wenn ich zu schnellerem Laufen gezwungen wurde, erwachte ich aus diesen Träumereien und merkte sofort, dass es traurige, tragische Wirklichkeit war.

Ich berichte über meine Erlebnisse in Plaszow so ausführlich, weil ich dort den besten Einblick in den Ablauf des Lagerlebens bekam.

Es gab im Lager prominente, alte, gewitzte Häftlinge, Polen oder Juden, das weiss ich nicht, und auch gut gekleidete Kapos, die, ihre Hundepeitschen schwingend, uns zu immer schnellerem Arbeitstempo antrieben.

Eines Tages, in einer kurzen Ruhepause, fragte ein mutiges Mädchen den Kapo, der ein engelhaftes Gesicht hatte, warum er die Frauen und Mädchen so grausam schlug. Der Junge erzählte daraufhin, dass er aus einer bekannten jüdischen Industriellen-

familie stamme, die in Krakau gelebt hatte. Als die deutsche Armee in die Stadt einmarschierte, stürmten die SS-Leute in ihre Wohnung und fanden dort die ganze Familie vor. Der Junge bekam eine Pistole in die Hand gedrückt und man befahl ihm, sofort in dem mit Perser-Teppichen ausgelegten Zimmer den Vater, die Mutter und die jüngere Schwester zu erschiessen. Der Junge bestand diese Feuerprobe: Er tat es und wurde am Leben gelassen. Dann brachte man ihn in ein Konzentrationslager. Dort wurde er Kapo. Voller Wut, vielleicht waren Wut und Schamgefühl gegen ihn selbst gerichtet, prügelte und schlug er herzlos besonders diejenigen Frauen, die ihn an seine ermordete Mutter oder die Schwester erinnerten.

Das Fenster unserer Baracke ging zum Gestapo-Gebäude hinaus. Manchmal wurde das Fenster hastig mit Brettern von aussen vernagelt. Bei solchen Gelegenheiten erschien die Blockälteste, um uns in brüllendem Ton zu warnen, dass, wenn jemand aus dem Fenster hinauszublicken wagte, er dem Tode geweiht wäre. Trotzdem riskierte ich es einmal und guckte durch die Lücken hindurch. Was ich dort sah, werde ich nie im Leben vergessen. Die Gestapo hatte einen ganzen Hochzeitszug verhaftet samt Braut, Bräutigam, Brautführern, Priester, den Eltern der Brautleute, kleinen die Schleppe tragenden Blumenkindern – die gesamte Hochzeitsgesellschaft. Sie standen dort so, wie sie für die Hochzeit gekleidet waren, elegant, die Braut in schneeweissem Kleid. So wurden sie dem Gestapogebäude gegenüber aufgestellt. Als ich entsetzt, erschüttert vom Fenster zurücktrat, hörte ich Maschinengewehrknattern. Sie wurden alle niedergemacht, die Leichen hastig weggeschleppt und die Blutflecken mit gechlortem Kalk überdeckt. Man öffnete die Fenster wieder, und vom unglücklichen Hochzeitszug, der noch vor kurzem einen ins Glück führenden Weg einleiten sollte, blieb nichts übrig als die Kalkfle-

cken. Ob es sich um Widerstandskämpfer handelte oder um wen sonst, habe ich nie erfahren.

In der Strassenbaukunst erwarb ich viele Erfahrungen und wusste nun vieles schon ganz gut. Es war nicht einmal die schlechteste Arbeitsstelle, denn man konnte dort manchmal hocken, sogar ein bisschen knien, solange man die Steine emsig hämmerte und mit den kleinen Steinchen die Spalten im Strassenpflaster ausfüllte.

Später hörte ich, dass auch dies ein Mittel der systematischen Judenvernichtung gewesen sei:

1942 in Berlin, während der sogenannten Wannseekonferenz, beschlossen Hitler und seine Henker die vollkommene Vernichtung des europäischen Judentums, das Verschwindenlassen der Leichen, so dass die folgenden Generationen nie etwas über deren Schicksal erfahren würden. Einer der dortigen Vorschläge war, die Juden zum Strassenbau zu verwenden und unerbittlich anzutreiben. Man vermutete, dass die meisten von ihnen auf diese Weise umkommen würden. Die Stärksten aber, die sogar diese Behandlung überlebten, müsse man... wie haben sie es doch gesagt?... einem aussergewöhnlichen Verfahren unterziehen, und das bedeutete das Todesurteil! –, um damit die Gründung einer neuen Generation zu vermeiden.

Ich aber hatte Glück – ja, heute weiss ich, dass es Gottes Engel waren, die mir geholfen haben. Es gelang mir, den mörderischen Händen zu entschlüpfen, und ich überlebte, um unseren Kindern und Enkelkindern alles, was wir hatten und waren, weiterzuerben.

Heutzutage wissen wir, dass die SS alles genau ausrechnete. Nach den Akten, die gefunden und veröffentlicht wurden, hat jeder Sklave, der in produktiver Arbeit beschäftigt war, dem Staat einen Gewinn von 1450 Reichsmark eingebracht.

Man kalkulierte aber weiter: Wenn nach dem Tod des Sklaven

seine Leiche auf ökonomische Weise verwertet würde, könne man die zusätzliche Summe von 200 Mark gewinnen. Was hat man unter dieser «ökonomischen Verwertung» verstanden?

Davon zu sprechen ist entsetzlich, und für euch wird es entsetzlich sein, zuzuhören. Doch ich muss davon berichten, weil ich eine der letzten Zeuginnen bin: Die ökonomische Verwertung bedeutete, dass das Haar abgeschnitten, die Goldzähne aus dem Mund herausgerissen wurden, um alles noch zu verwerten. Das Fett sollte geschmolzen werden, um davon Seife zu sieden, und schliesslich sollte man den dünnen Boden von «Germania» mit der Asche düngen.

Das Konzentrationslager war diabolisch organisiert. Die lagerältesten Häftlinge, voll von äusserstem Hass und Abneigung, hatten die unglücklichen Neuen zu empfangen. So geschah es auch in unserer Baracke. Unsere Blockälteste war eine sehr kleine Frau aus Krakau, die uns mit tödlichem Hass prügelte, schlug, beschimpfte und mit Fusstritten traktierte. Nie erfuhren wir, warum. Nie würdigte sie uns auch nur eines guten Wortes. Sie war glücklich, wenn eine von uns ohnmächtig zusammenbrach oder wenn jemand starb. Sie behandelte uns mit einem unglaublichen Hass. Als eine von uns zu fragen wagte, woher diese Abneigung käme, musterte sie die Fragende angeekelt und sagte: «Ihr seid doch gar keine menschlichen Wesen; ihr seht nicht einmal wie Menschen aus mit euren kahlgeschorenen Köpfen, euren Lumpen und barfuss. Woher seid ihr überhaupt gekommen?» Dann begannen wir, ihr über Auschwitz zu erzählen. Es versteht sich von selbst, dass sie uns kein einziges Wort glaubte. Sie machte ein Zeichen, das bedeutete, wir seien verrückt und dass man mit uns gar nicht sprechen könne. Dann fuhr sie mit den Schlägen und Prügeln herzlos fort.

Wie ich später aus Berichten erfuhr, waren diese Frauen samt

ihren Kindern im Krakauer Ghetto gewesen. Einige Tage vor unserer Ankunft in Plaszow wurden alle Kinder – auch die ihren – zusammengetrommelt und hingerichtet, angeblich, weil ihr Platz für die ungarischen Juden benötigt wurde. Damit hatte man den Grund gut vorbereitet. Als ob es nicht genug gewesen wäre, dass wir in ein Konzentrationslager gerieten, mussten wir nun auch noch den verheerenden Hass der langansässigen Häftlinge erleiden, weil wir ihrer Meinung nach am Tode ihrer Kinder schuldig waren. Ein teuflischer Mechanismus, eine diabolische Denkart – wirklich Hitlers und seiner Mitarbeiter würdig; eine sichere Methode der Menschenvernichtung.

Ich dachte über diese Greuel viel nach, und schliesslich erkannte ich, dass wir die Sklaven der Sklaven waren. Da wir im letzten Moment, am Ende eines verlorenen Krieges deportiert wurden und als die Letzten in die ohnehin überfüllten Lager gerieten (ein Umstand, der zynisch ausgenutzt wurde), konnte uns dort nur Hass, Ekel und Verachtung zuteil werden. Ja, wir waren die Sklaven der Sklaven!

Doch sehen wir mal, was im Plaszower Lager weiter geschah: Es dauerte nicht lange, und wir hörten immer näher kommenden Kanonendonner, und das bedeutete, dass sich die russische Armee Krakau näherte. Natürlich fingen wir an, zu hoffen. Denn «Hoffnung pflanzt sich noch am Grabe fort». Dann folgte ein riesiges, wahnsinniges Chaos. Wir wurden nicht mehr zur Arbeit gebracht, und die Arbeitskommandos wurden eingestellt. Die Lagerbesatzung war jetzt nur daran interessiert, ihre eigenen Siebensachen zu packen, noch etwas zusammenzuraffen, noch etwas zu stehlen, noch etwas zu essen zu bekommen. Wir aber sassen untätig auf dem schmutzigen Boden und warteten, was uns das Schicksal nun bringen würde. Nach kurzer Zeit erschienen von neuem SS-Leute samt ihren Hunden, die SS-Frauen in Hosenröcken, Ochsen-

ziemer schwingend; sie stellten uns in Fünferreihen auf und trieben uns zu den Waggonen. Wieder der Zug! Ach, wie oft fuhren wir damit!

Zurück nach Auschwitz-Birkenau

Wir wurden in die Waggons gepfercht. Diesmal hatten wir gar kein Gepäck. Nichts besaßen wir ausser dem grauen Häftlingskleid. Wir waren barfuss, voller Wunden und Läuse. Etwa hundert oder hundertfünfzig Leute wurden in einen Wagen gepresst. Bei der Abfahrt war das Ziel wie immer unbekannt. Nun war der Waggon schon so überfüllt, dass man sich überhaupt nicht hinsetzen konnte, ja selbst zum Stehen hatte man nicht genug Platz. Wer unterwegs durch die Hitze starb oder erstickte, wurde von unseren Körpern gerade gehalten; wir wussten nicht mehr, ob der Nebestehende tot, ohnmächtig oder noch am Leben war. Bis zu diesem Moment hatten wir geglaubt, dass es wirklich nichts Entsetzlicheres mehr geben könnte als die Reise, die uns zum ersten Mal nach Auschwitz gebracht hatte. Damals war sie schon furchtbar, weil wir dort die Leiden unserer Familien miterleben mussten, aber auch diese war in nichts besser. Wir waren mit Fremden zusammengepresst, der Glut der brennenden Sommersonne ausgesetzt, im luftlosen, abgeschlossenen Waggon, auf dem Weg ins Unbekannte. Obwohl der Zug nur 20 oder 25 km zurückzulegen hatte, da Auschwitz wieder unser Bestimmungsort war, dauerte die Fahrt einige Tage. Es gibt nur wenige, die sagen können, dass sie zweimal nach Auschwitz gebracht wurden. Ich gehörte zu diesen Unglücklichen, die es erwischte.

Unser Waggon blieb stundenlang, tagelang auf Nebengeleisen stehen. Es war belanglos, ob wir ausstiegen, es war belanglos, ob wir am Leben blieben; wenn wir umgekommen wären, hätten wir damit bloss die Arbeit der Sonderkommandos erleichtert und der SS das für uns bestimmte Gas erspart. Doch, wie jedes Fürchterliche, auch dies nahm einmal ein Ende. Die Waggontüren wurden

aufgerissen, und wir, das heisst, diejenigen, die noch gehen konnten, wurden unter Beschimpfungen hinausgejagt. Mehr als die Hälfte von uns blieb auf dem Waggonboden liegen. Ihr Weg führte direkt ins Krematorium.

Wir anderen stiegen mühsam aus. Wieder folgte die schon wohlbekannte Selektion. An der Spitze der selektierenden Gruppe stand diesmal ein behäbiger SS-Offizier, sein Gesicht war von der Hitze gerötet. Er lockte die Mädchen in gepflegtem Ungarisch auf die andere Seite: «Ihr seid doch müde, ihr habt viel gearbeitet dort. Bei uns werdet ihr euch erholen. Hier ist ein Schonlager.» Sehr viele wussten damals immer noch nicht, was Auschwitz bedeutete: Dass jedes Wort eine Lüge war, dass dieses Lager der Inbegriff der unvorstellbaren Marterung, der Hölle selbst war. Sie glaubten, was der heitere, rotbäckige Offizier sagte; in Fünferreihen traten sie hinaus, um auf die andere Seite ins Gas zu gehen. Er wies auch mich auf die andere Seite. Doch ich hatte Glück: Ich stellte mich, als ob ich ihn nicht gehört hätte und lief meinen anderen Gefährtinnen nach – ins Leben! Der Offizier bestand nicht darauf, dass ich auf die andere Seite wechselte, weil er mit den Todgeweihten beschäftigt war. Ich wurde wieder gerettet!

Wir machten uns auf den Weg in den «B2» genannten Teil des Birkenauer Lagers, ins frühere Tschechenlager. Kaum drei Wochen vorher wurden die Insassen dieses Familienlagers vergast. Bis dahin konnten die tschechischen Häftlinge: Männer, Frauen, Grossmutter und Enkelkinder während einiger Monate Zusammenleben. Die Kinder erhielten sogar Schokolade von den SS-Burschen, so beliebt waren sie. Bis eines Tages der Befehl kam, ihr jämmerliches Leben in den Gaskammern zu beenden. Ich vermute, dass auch dieses Mal ihr Platz für die ungarischen Juden gebraucht wurde.

Nun gerieten wir in ein leeres Lager. Riesige Baracken warteten auf uns. Sie sind heute noch dort. Wer daran interessiert ist, kann sie besuchen. Tausend und mehr Leute wurden in jede Baracke hineingepfercht. Es gab dreistöckige Pritschen ohne Strohsäcke, ohne Decken – nichts. Man musste auf den blossen Brettern liegen. Etwa acht von uns mussten eine Pritsche teilen, später sogar zehn. Es ist schwer zu begreifen, wie wir alle Platz fanden. Es war nur möglich, auf der Seite zu liegen. Wir schmiegt unsere Körper eng aneinander, genau so, wie Löffel in einer Schublade stecken. Wenn eine sich umdrehen wollte, weil ihr Fuss oder Arm eingeschlafen war, mussten sich alle zehn umdrehen.

Vor Tagesanbruch, eigentlich noch in finsterner Nacht, ertönte wieder das schreckliche Wort: «Zählappell!» Die Knüppel und Ochsenziemer wurden sofort in Bewegung gesetzt, und man trieb uns aus den Betten – den Betten?... – den Pritschen, hinaus in den kalten Wind der Morgendämmerung. Wir wurden wieder in Fünferreihen aufgestellt und standen und standen. Es gab keine Gnade. Auch wer zusammenbrach, wurde in der Reihe gelassen. Drei, vier Stunden dauerte ein solcher Greuel, den sie Zählappell nannten. Dann kam wieder die SS, um uns zu zählen. Jedoch vorher quälten uns die Blockältesten halb zu Tode. Beinahe jeden Tag wurden wir von den Blockältesten zum Beispiel auf folgende Art bestraft: Wir mussten stundenlang im strömenden Regen in Fünferreihen knien und einen Ziegel in jeder Hand halten. Natürlich wurden unsere Knie völlig wund. Viele erkrankten, bekamen Lungenentzündung, starben. Doch das war egal. Nicht umsonst wurde Auschwitz Vernichtungslager genannt.

Die entsetzlichen Teezuteilungen wiederholten sich. Wir standen wieder Schlange wegen der ekelhaften, abscheulichen, mit

Kieselsteinen «gewürzten» Grassuppe. Doch wir waren so hungrig, dass uns alles schmeckte, was wir in den Mund stecken konnten.

Eines schönen Tages erschien eine Delegation, die Krankenschwestern suchte: «Alle Krankenpflegerinnen hervortreten.» Da ich ja auch jetzt noch immer nichts zu verlieren hatte, trat ich vor,

Der «Krätzeblock»

Ich wurde, samt sechs meiner Gefährtinnen, in Baracke Nummer 10 eingeteilt, die für die Krätzekranken bestimmt war. Die Menschen waren natürlich voller Krätzeinfektionen, weil – wie schon früher erwähnt – sämtliche Betten verseucht waren. Von Zeit zu Zeit füllte sich also die Krätzebaracke, und uns Pflegerinnen wurde die Aufgabe zuteil, die Kranken mit einer Salbe gegen Krätze zweimal am Tag einzureiben. Nach einer dreitägigen Kur galten sie als geheilt und kehrten in ihre Baracke zurück. Wir empfingen dann den nächsten Transport und fuhren mit Einreiben fort. Irgendwann – ich weiss nicht mehr, von wem – hörte ich, dass dieser Platz, diese Krätzebaracke, sehr schlecht sei. Angeblich käme das schwarze Auto alle sechs Wochen, um jeden, Pflegerinnen und Kranke, aufzuladen und ins Krematorium zu bringen. Auch dies war eine Art der Desinfektion – die Krätze samt den Menschen zu vernichten! Der Gedanke daran liess mir keine Ruhe mehr; ich erzählte davon meinen Gefährtinnen. Doch sie sahen mich nur ungläubig an. Es ging uns ja auch ein klein wenig besser als den anderen, da wir während des Tages weder bei strömendem Regen noch unter brennender Sonne herumstehen mussten. Stattdessen konnten wir auf unseren dreistöckigen Pritschen liegen bleiben, was eine sehr grosse Bevorzugung war. Heimlich brachte ich erst meine Schwägerin Eva, dann meine Freundin Agi und dann die anderen netten Mädchen dorthin, so dass sie sich auf meinem Platz ausschlafen konnten. Unterdessen stand ich unten, um aufzupassen, dass uns niemand ertappte.

Ferner war ich in der Lage, Tee zu ergattern, nebenbei gesagt: Tee mit Brom. Auch das konnte ich meinen Lieben «bieten». Ach, ich habe es fast vergessen, dass ich auch Löffel für uns alle

schnittzte: Ich suchte nach Holzabfällen; irgendwo fand ich ein Metallstück, das ich an einem anderen Metallstück scharf machte. Damit konnte ich ganz brauchbare Löffel fabrizieren. Ich wurde dadurch fast berühmt. Ich hatte es schon ganz vergessen. Erst meine Schwägerin erinnerte mich wieder an meine Geschicklichkeit.

Aber das Wissen um die nahe Vernichtung bedrückte mich unaufhörlich, als ob ich nicht so schon deprimiert genug gewesen wäre. Öfter sagte ich zu meinen Kolleginnen, die auch aus den verschiedenen Baracken gebracht wurden: «Mädchen, jetzt stellt man die Arbeitsgruppen zusammen; kommt, gehen wir dorthin, melden wir uns zu einer anderen Arbeit, hier wird man uns umbringen!» Sie waren aber in eine fatalistische Gleichgültigkeit versunken oder auch in irgendeinen, mir heute nicht begreiflichen Optimismus. Sie wollten nichts davon hören, wollten diesen relativ bequemen Platz nicht verlassen. Ich machte mich dagegen eines Tages auf den Weg zum Appellplatz, wo gerade die Arbeitsgruppen zusammengestellt wurden. Allerdings konnte man auch hier – wie schon gesagt – nie wissen, ob sie in die Gaskammer gingen oder zur Arbeit in irgendeinen deutschen Rüstungsbetrieb.

Ich ging also dorthin und sah mir die in Fünferreihen auf dem Appellplatz aufgestellten Transporte an. Dann hatte ich einen kühnen Einfall und wandte mich an die Lagerälteste, die dort mit der Hundepeitsche in der Hand herumstrich. Diese Person war eigentlich wie die Lagerkommandantin die oberste Befehlshaberin der Häftlinge, die über Leben und Tod entschied, untertänige Dienerin der SS. An sie wandte ich mich. Ich fragte sie, ob nicht in irgendeinem Transport eine Krankenpflegerin gebraucht würde. Sie brüllte mich an: «Sag, dass du Ärztin bist!» – «Das kann ich doch nicht, weil ich keine Ärztin bin. Sowieso würde es mir niemand glauben, weil ich noch so jung aussehe.» Daraufhin sagte

sie in schlechtem Ungarisch: «Weil du so blöd, so ein Vieh bist, wirst du da verrecken!» Doch sogleich jagte sie mich mit der Hundepeitsche in eine Fünferreihe, die auf dem Weg aus Auschwitz heraus war. Später, als ich schon frei war, habe ich erfahren, dass meine Kolleginnen zusammen mit den Krätzekranken innerhalb von zwei Tagen in der Gaskammer landeten.

Wieder folgte ein Bad, wieder Schläge und Prügel, und wir bekamen wieder ein zerlumptes Kleid. Nach dem heissen Bad mussten wir sechs, acht Stunden lang in der nächtlichen Kälte nackt herumstehen. Das Resultat war, dass wenigstens ein Drittel der Gruppe Lungenentzündung bekam und jämmerlich zugrunde ging. Ich jedoch kam wieder davon. Die Waggons stellten sich endlich ein. Wir bekamen sogar ein Stück Brot als Wegzehrung.

Wiesau

Wir wurden in ein kleines Lager namens Wiesau gebracht. Dies war kein Konzentrations-, sondern ein nicht zu grosses Arbeitslager. Die Belegschaft bestand aus kaum 500 Personen. In der Zeit, die wir dort verbrachten, erlebten wir viel Interessantes; und es ging uns hier besser als überall sonst. Dort konnten wir sogar Kräfte für das noch kommende Leid sammeln. Das Wiesauer Lager bot mir das wunderbare Erlebnis, Editke Wichner kennenzulernen, über die ich schon in Budapest vieles gehört hatte. Wir waren gleichaltrig. Sie war aus Losonc nach Budapest gekommen. Nach dem Abitur studierte sie in demselben Kurs wie ich, so dass wir eigentlich Kolleginnen waren. Sie kannte meinen Nikolaus und seine Geschwister sehr gut. Einst hatte sie bei ihnen verkehrt, später geriet sie anderswohin. Im Lager war sie es, die mich ansprach. Wir waren übergelukkiglich, dass wir wunderbarerweise an denselben Ort gekommen waren. Wir wurden Lagergeschwestern und hingen mehr aneinander als wirkliche Schwestern. Wir setzten unser Leben unzählige Male füreinander aufs Spiel. Dass ich das alles überlebte, ist vor allem Editke Wichner zu verdanken.

Wir lernten von neuem, was es bedeutet, einander aufopfernd zu lieben. Wir lernten neu, die Beziehung zur Kultur aufzunehmen; wir sangen und rezitierten Gedichte füreinander. Wir halfen uns gegenseitig, das Ziel unserer Feinde zu vereiteln, das Ziel, uns auf das Niveau von Tieren zu erniedrigen.

Wiesau – wie gesagt – war ein Arbeitslager mit relativ kleiner Belegschaft. Editke und ich wurden bald als Krankenpflegerinnen eingeteilt, so dass wir wenigstens ein Dach über unseren Köpfen hatten und unter dem nach kurzer Zeit einbrechenden

herbstlichen Regen nicht leiden mussten. Es gab ein Krankenzimmer, wo wir die Revierkranken pflegten und betreuten. Unsere Chefin war eine Analphabetin, die sich als Zahnärztin ausgegeben hatte. Sie war eine böse Person, die bloss Unheil anrichtete und alles tat, um uns auf diesem relativ ruhigen Platz das Leben zu erschweren.

Der Lagerführer war ein fetter, dickbäuchiger SS-Unteroffizier. Man konnte ihn sogar fast als heiter beschreiben. Nie beschimpfte oder schlug er uns. Vielmehr rief er uns von Zeit zu Zeit zusammen, um uns mit ermunternden Reden Mut einzuflößen. Damals pflegte er zu sagen: «Grämt euch nicht, arbeitet schön; ihr geht binnen kurzem nach Hause.» Dann kapierte er plötzlich, dass man dies für eine verräterische Rede halten könnte und fügte für die Ohren seiner SS-Kameraden hastig hinzu: «Aber wir werden siegen!» Damit war die Versammlung zu Ende.

Nichts Böses tat uns dieser heitere Lagerführer, der übrigens im Zivilberuf Fischhändler war, ausser, dass er von unserer Verpflegung systematisch etwas zu stehlen pflegte. Kaum waren die für uns bestimmten mit Erdäpfeln, Rüben und Kohl beladenen Lastwagen im Lager angekommen, verschwanden sie, ohne dass wir die Ware zu Gesicht bekamen. Die Taschen unseres lieben heiteren Lagerführers wurden dank dieser Diebstähle immer praller. Wir dagegen wurden immer hungriger und schwächer und jämmerlicher, weil man unsere Suppe mit immer mehr Wasser verdünnte.

Die Mädchen wurden zu landwirtschaftlicher Arbeit herangezogen. Den Lohn erhielt jedoch die SS! Die Arbeitskommandos wurden jeden Morgen zusammengestellt und marschierten streng militärisch in Fünferreihen bei Wind und Wetter aus dem Lager. Wir, meine Lagerschwester Editke und ich, blieben dort und betreuten die Kranken und Schwachen. Die von der SS den Bauern zugeteilten Mädchen verrichteten indessen landwirtschaftliche

Arbeit. Während die meisten der Familienväter Wehrdienst leisteten und an der Front kämpften, konnten die Frauen und Kinder alleine mit der Ernte nicht fertig werden. Die dienstverpflichteten Mädchen mussten die Rüben aus dem Boden ziehen, die Kartoffeln ausgraben. Natürlich gebrauchten sie dazu die zehn Fingernägel und arbeiteten mit blossen Händen. Sie wurden auch «anständig» angetrieben, da die Dörfler kein anderes Interesse hatten, als so viel wie möglich aus diesen gequälten jungen Mädchen herauszupressen.

Ich muss aber der Wahrheit zuliebe erwähnen, dass es auch einige Höfe gab, wo man die Mädchen am Feierabend nicht ohne Weiteres fortschickte. Manche luden sie zu Tisch ein, der mit einem weissen Tuch bedeckt war, und boten ihnen eine dampfende Suppe an. Sogar Wurst und Biunze wurden ihnen serviert. Die Arbeiterinnen bekamen dann auch noch ein schönes Stück Brot als Dank für ihre Mühe. Wenn auch selten, aber es gab immerhin solche Menschen! So kam es, dass diejenigen, die zur Arbeit geschickt wurden, es oft besser hatten, als wir, die im Lager blieben. Wir hungerten bitterlich, die anderen aber, die hinausgingen, konnten immer etwas ergattern – ein Stück Kohl, etliche Zuckerrüben, Erdäpfel oder Rüben, die sie mit nach Hause brachten und auch auf dem heissen Ofen backen konnten. Sie hatten irgendwelche minimalen Kostergänzungen. Wir aber hatten nichts!

In diesem Lager befand sich für jeden eine Pritsche und für jeden eine Decke. Es gab auch einen grossen Waschraum mit blechernen Waschsüsseln. Ja, sogar – ach, du meine Güte – zweimal in der Woche floss warmes Wasser aus den Hähnen, so dass wir uns ordentlich säubern konnten. Zu jener Zeit gab es dort weder Läuse, noch nisteten sich andere Schmarotzer im Lager ein.

Aber die Front rückte langsam näher. Der Kanonendonner liess sich immer stärker hören. Wir wussten, was das bedeutete: Dass man uns nämlich weitertreiben würde, immer weiter, bis ins Innere Deutschlands. Wir wurden gesammelt, in zwei Gruppen geteilt, und das Laufen fing an. Wir schrieben schon Dezember, Mitte Dezember. Es war kalt, grausam kalt. Aber wir marschierten, bitterlich frierend, weiter – von der SS getrieben.

Dann stiegen wir wieder in Waggons ein. Diesmal mussten wir uns auf offene Kohlewaggons hinaufarbeiten. Dann sanken wir erschöpft in den dicken Kohlenstaub nieder. Um unsere Freude zu vervollständigen, begann es in grossen Flocken zu schneien. Es schneite, bis allmählich der Schnee uns und den Kohlenstaub bedeckte – auch wir wurden schneeweiss. Die Reise in den offenen Waggons dauerte tagelang. Wir waren vor Kälte erstarrt, fast zu Tode erfroren, auch vor Hunger, Durst und Müdigkeit halbtot. Trotz allem hielten wir die Fahrt aus. Irgendwann hielt der Zug, und man liess uns aussteigen.

Reichenbach-Langenbielau

Wir befanden uns wieder in einem Konzentrationslager. Es hiess Reichenbach-Langenbielau, Sportschule. Wir waren also vom Arbeitslager wieder in ein Konzentrationslager geraten. Es folgten von Neuem die unabsehbar langen Appelle. Es kamen wieder die SS-Frauen, die von jungen SS-Burschen auf uns gehetzten Hunde, die herzlosen Blockältesten und die bösen Kapos. Wir waren wieder ausgeliefert, wieder in der Hölle eines Konzentrationslagers.

Nach kurzer Zeit wurden Arbeitsgruppen zusammengestellt. Meine Lagerschwester Editke und ich gerieten in eine Gruppe, die Tag für Tag in Waggons auf einen ungefähr zehn Kilometer entfernten Zivilbahnhof gebracht wurde. Nach einem halbstündigen Marsch erreichten wir ein grosses Magazin, das der Organisation Todt gehörte. Dieser Organisation hat man uns ausgeliefert. Zu deren Sklaven hat man uns gemacht. Sofort teilte man uns Arbeit zu. Wir mussten enorme Betten und Tische oder Kessel von gewaltigen Ausmassen zu den Waggons bringen und diese damit beladen. Wenn sie voll waren, setzten wir sie mit einem Stoss in Bewegung. Dann rollten sie von selbst weiter, durch unsere Kraft angetrieben, auf einer schiefen Ebene bergab.

Eines Tages, als wir todmüde die Arbeit beendet hatten, stellte sich ein Angestellter der Organisation Todt vor uns auf und fragte, wer deutsch spräche. Ich war wiederum in einem solchen Zustand, dass ich mir sagte, ich habe nichts zu verlieren und meldete mich. Meine Lagerschwester Editke, die perfekt deutsch sprach, meldete sich auch. Wir wussten nicht, was wir übernahmen, aber diesmal machten wir einen guten Tausch. Wir kamen in eine geheizte Kanzlei. Statt Möbel zu schleppen und Waggons zu stos-

sen, trug man uns eine Art Buchführung auf. Dadurch erschien uns unser Leben doch ein kleines Stückchen lebenswerter.

An jenem Ort passierten mir zwei erwähnenswerte Dinge. Das erste: Ich lernte Szajek Kreuzer, den polnischen Widerstandskämpfer, kennen, der mich in die Bewegung einbezog. Von ihm erhielt ich die Aufgabe, bei Rückkehr von der Arbeit Bargeld und Wäsche, ungeachtet der Tatsache, dass wir jedesmal durchsucht wurden, für die Widerstandskämpfer ins Lager zu schmuggeln. Diese Pakete nahm mir regelmässig ein französischer Junge ab. Szajek Kreuzer blieb mir nichts schuldig. Er belohnte ehrlich meine Dienste – jeden Tag brachte er mir eine dicke Scheibe Brot, mit Margarine bestrichen und mit Zucker bestreut. Natürlich teilte ich es mit meiner Schwester Editke. Damit hatten wir noch eine Chance, weiterzuleben.

Mein zweites interessantes Erlebnis war das Angebot eines Fabrikanten aus Leipzig, mir zur Flucht zu verhelfen. Wie wir schon aussahen? So wollte er mich in die Freiheit schicken?

Jener Fabrikant kam, um in der Niederlassung der Organisation Todt einzukaufen. Man schickte mich mit ihm ins Lager, ihm die Ware zu zeigen. Unterwegs fragte er mich neugierig, was wir eigentlich für Kreaturen seien, woher wir kämen und warum wir so armselig, abgehetzt und gequält aussähen. Ich schilderte ihm in einigen Worten den ganzen Greuel in Auschwitz, den wir durchgemacht hatten – fasste mich sehr kurz. Ich deutete auch an, dass wir sehr geringe Aussicht hätten, bis zum Kriegsende mit dem Leben davonzukommen. Er hörte meine Worte mit viel Mitgefühl und machte dann diese überraschende Äusserung: Er wolle mir zur Flucht verhelfen. Am Abend nach dem Appell wolle er auf mich jenseits der Ecke in einem schwarzen Auto warten. Er sagte mir auch einen Strassennamen. Ich solle nichts weiter tun, als mich im Finstern davonzumachen und mich ins Auto zu setzen.

Er werde mich zu sich nach Hause bringen und mich bis zum Kriegsende verstecken, um mein Leben zu retten.

Offen gesagt, dieser Mann machte keinen allzu guten Eindruck auf mich. Seiner äusseren Erscheinung nach konnte man ihn für einen typischen Kriegsgewinnler halten. Er wirkte sehr geschickt, wie einer, der aus dem Krieg einen nicht unbedeutenden Vorteil ziehen würde. Mit Juwelen behängt, an jedem Finger einen grossen Goldring, dickbäuchig. Er sah wie eine Karikatur aus. Ich hatte sogar den Verdacht, dass er irgendetwas von seiner verbrecherischen Vergangenheit durch meine Rettung zu tilgen beabsichtigte. Meine Antwort war, dass ich darüber noch nachdenken müsse. Natürlich machte ich nicht mit. Das Auto stand zwar dort, aber ich brachte es nicht fertig, meine Freunde zu verlassen, und ich war auch nicht fähig, meine Gefährtinnen der Gefahr auszusetzen, dass sie umgebracht würden. Denn das war doch das grausame Verfahren der SS in den Konzentrationslagern, wenn einer plötzlich fehlte. Sowieso glaubte ich, dass sie mir bald auf die Spur kommen würden. Denn sie wussten ja, mit wem ich an jenem Tag gesprochen hatte.

Später konnte ich wahrnehmen, dass er sich mit den grausamen SS-Wächterinnen fröhlich unterhielt. Sie kicherten vergnügt, als sie begrabschte. Meine Entscheidung erwies sich als richtig.

Es war ein furchtbar harter Winter, dieser Januar 1945, mit meterhohem Schnee. Die Rückkehr zum Lager bedeutete für uns jeden Abend eine unglaubliche Qual. Der Schnee klebte dick an unseren Holzschuhen und froh schnell an den Sohlen fest.

Von Zeit zu Zeit versuchten wir, ihn von den Schuhen abzuschütteln, doch dabei stürzten wir meistens hin. Die Stärkeren stützten die Schwachen. So marschierten wir über das unendlich

weite Schneefeld zum Konzentrationslager, unserem sogenannten Heim.

Um die Horrorszene noch zu vervollständigen, erlitten wir auch Luftangriffe. Niedrig fliegende amerikanische Flugzeuge schossen mit Maschinengewehren auf uns. Sie konnten doch nicht wissen, dass wir Häftlinge – von den Nazis grausam verfolgte Juden – waren! Unsere Wärterinnen, Quälerinnen, schlossen sich dicht an uns an, damit sie nicht als einzelne zur Zielscheibe würden. Ja, bei diesen Angriffen hatten wir auch Verluste. Wir mussten unsere blutenden Gefährtinnen auf dem Weg lassen, wo sie erfroren und binnen weniger Stunden starben. Wir aber gingen weiter auf dem unendlich erscheinenden Schneefeld.

Das Schreckensbild ergänzend, heulten uns auch noch die Wölfe an. Sie starrten auf uns mit im Dunkeln glitzernden Augen, griffen uns aber nicht an. Wir waren anderen Wölfen ausgesetzt. Vor den vierfüßigen fürchteten wir uns schon nicht mehr.

Eines Abends, als ich in meinen Holzpantinen über den von gefrorenem Schlamm bedeckten Lagerhof schlurfte, sprach mich ein unbekanntes junges Mädchen an. Sie war vor zwei Tagen mit den aus Auschwitz evakuierten Häftlingen, die den Todesmarsch überlebt hatten, in unserem Lager eingetroffen. Da sie hier gar keine Bekannten hatte, suchte sie zu jemandem Kontakt aufzunehmen. Ich habe ihr aufmerksam zugehört. Sie erzählte, dass sie lange Zeit im Entkleidungsraum vor einer Gaskammer in Auschwitz-Birkenau gearbeitet habe. Physisch ging es ihr einigermaßen, aber psychisch hatte sie bei dieser Arbeit mit todgeweihten Kindern und Frauen unsagbare Qualen durchlitten. Und sie erzählte mir folgende Begebenheit: Eines Tages kam mit einem Transport eine schöne junge Frau mit einem bildhübschen Baby auf dem Arm. Meine neue Bekannte musste ihr helfen, das Baby

auszuziehen. Plötzlich wurde der Mutter klar, wo sie sich befand und dass nun der Tod folgen würde. Sie bat den diensthabenden SS-Mann, doch ihr Kind zu retten. Er fluchte nur und schlug sie unbarmherzig. Die Frau flehte ihn aber weiter an und fragte, ob er denn keine Frau und keine Kinder habe, dass er so gefühllos sein könne. Die Frau wurde indessen mit der Menge weitergeschoben und gleich darauf schloss sich die dichte Tür der Gaskammer hinter ihr. Da fing der SS-Mann an, laut zu schreien: «Lasst mich hinein, meine Frau und mein Kind sind da drinnen!» Die Tür öffnete sich kurz, und die anderen SS-Männer schoben den seelisch zusammengebrochenen Kollegen hinein. Er wurde zusammen mit allen anderen vergast!

Die russische Armee kam immer näher. Unsere Arbeitsstelle wurde liquidiert. Wir bekamen auch keine andere Arbeit mehr. Zu jener Zeit besuchte ich allabendlich die Krankenstube, wo eine Ärztin aus Wien Dienst tat. Da mein Bein wegen Vitaminmangels vollkommen wund war, musste ich es jeden Tag verbinden. Danach blieb ich noch dort, weil es mir grosse Freude machte, der Ärztin bei der Betreuung der Kranken zu helfen. Denn ich war froh, dass ich etwas tun konnte. Die Ärztin stellte mir verschiedene Fragen, und ich bemerkte, dass ich ihr sympathisch war. Eines Abends, nach dem Zapfenstreich, als wir schon auf unsere miserablen Pritschen gekrochen waren, erschien eine unserer herzlosesten Wärterinnen an der Tür und brüllte: «Die Doktorsfrau aus Budapest hat sich sofort zu melden!» Ich schaute Editke an – sie schaute mich fragend an. Zunächst rührte ich mich nicht, wollte abwarten, was passiert. Dann ertönte von neuem der Befehl, diesmal schon drohender. Ich nahm Abschied von Editke und machte mich auf den Weg. Die Wärterin befahl mir, vor ihr her zu gehen. Sie folgte mir.

Im Krankenbau

So gingen wir beide, ohne ein einziges Wort zu wechseln, auf dem vereisten Weg. Von Minute zu Minute erwartete ich, dass sie mich jetzt von hinten erschiesse würde – ich nahm ganz sicher an, dass sie etwas über meine Aktivität im Widerstand erfahren hatte. Zu meiner grössten Verwunderung brachte sie mich stattdessen zur Spitalbaracke, um mich dort der Wiener Ärztin zu übergeben. «Von nun an arbeitest du hier», sagte sie und verschwand. Offensichtlich hatte die Ärztin mich angefordert, damit ich ihr bei der Betreuung der Kranken Hilfe leisten könne. Es war eine sehr gute und angenehme Aufgabe. Ich machte die Arbeit gerne, zumal die Ärztin sich als sehr menschlich entpuppte. Nach einigen Tagen gelang es mir, auch Editke zu mir zu holen. Ich erzählte der Ärztin, dass sie meine Kollegin und Lagerschwester sei und dass sie den Beruf aus dem «Effeff» beherrschte. So arbeiteten wir dort zusammen, was vor allem hiess, die im Sterben liegenden Kranken zu trösten, die Verwundeten zu verbinden, die Ordinationsräume zu schrubben. Viel Arbeit gab es eigentlich nicht. Aber wir waren dort!

Aber die Tragödie kam immer näher. Eines Tages gab es ein grosses Hin- und Herlaufen, grosse Aufregung im Lager. Die Leute wurden zusammengetrieben. Man hörte die Pfiffe der Wärter, und strenge Befehle wurden überall gebrüllt. Die Ärztin, meine liebe Bekannte, kam angelaufen, um uns zu warnen: «Schnell, verschwindet beide!» Wir packten unsere Siebensachen und rann-ten zurück in unsere Baracke, nicht wissend, was geschah.

Am folgenden Morgen meldeten wir uns wieder auf unserer Arbeitsstelle. Doch die Ärztin scheuchte uns mit verzweifelten Blicken weg: «Lasst euch bloss hier während der nächsten Tage

nicht sehen. Lasst euch nicht blicken!» Inzwischen erschien eine SS-Delegation, die Sanitätsdelegation, die unsere Kranken einsperrte. Man hatte beschlossen, sie mit einem Vernichtungstransport wegzuschaffen und umzubringen. Sie setzten auch meinen Namen als begleitende Krankenpflegerin mit auf die Liste. Aber dem inständigen Bitten der Wiener Ärztin ist es zu verdanken, dass man mich davon befreite. Das war also der Grund, warum sie uns so energisch fortgeschickt hatte: Jeder, der dort war, wurde in den Todestransport miteingeschlossen. So brachte man unsere Kranken weg. Wir hatten viele von ihnen sehr lieb gewonnen und gute Bekannte unter ihnen – Mädchen aus Holland, Ungarn, der Tschechoslowakei und Jugoslawien. Sie waren mir sehr ans Herz gewachsen. Auch diesen Greuel – wie sie von dort weggebracht und in den Tod geschickt wurden – kann ich bis heute nicht vergessen.

Der Todesmarsch

Um diese Zeit begann bereits die Liquidierung des Lagers. Wir sahen, dass sich die Leute im benachbarten Männerlager unter Schlägen, Flüchen und gemeinen Qualen zum Sammelplatz schleppten; jämmerliche Männer, bloss mit dünnen Häftlingsanzügen bekleidet. Jedesmal, wenn ich einen solchen Transport vom Männerlager zu sehen bekam, suchte ich nach meinem Vater, obgleich ich ihn wohl sowieso nicht wiedererkennen würde, und er mich auch nicht. Denn wir waren ja zu Skeletten abgemagert.

Binnen kurzem wurden dann auch wir zum Transport zusammengetrommelt. Man musste das Lager leer machen. Wir standen in Reihen. Da Editke Fieber hatte und an einer schweren Mandelentzündung litt, wickelte ich mich noch in eine weitere Decke ein, um Editke nachts warmhalten zu können.

Dann befahlen sie uns, abzumarschieren. Das war der Beginn eines entsetzlichen Marsches, der wochenlang dauerte.

Wer nicht mehr gehen konnte, wer ausrutschte, wem der Schuh zerriss, wem die Füsse weh taten, wurde ohne Gnade erschossen. Sie mussten sich in die letzte Reihe stellen und auf den erlösenden Genickschuss warten. Diese unglücklichen Mädchen blieben dort auf dem gefrorenen Boden Deutschlands liegen. An einem dieser Tage, an dem wir gar nichts zu essen oder zu trinken bekamen, mussten wir eine sehr grosse Strecke zurücklegen – doppelt soviel wie geplant. Wahrscheinlich war jemandem bei der Organisation ein Fehler unterlaufen. Sogar die SS-Burschen neben uns wankten schon vor Müdigkeit. Ihr könnt euch vorstellen, was es erst für

uns bedeutete, für uns, die wir sowieso schon in miserablen Zustand waren und ohne Essen und Trinken weitergehen mussten.

Da fuhr plötzlich ein schrecklicher Schmerz durch mein rechtes Bein. Obwohl er nicht aufhörte, ging ich weiter, weiter und weiter – der Weg nahm kein Ende. Mehr und mehr abgehetzte Frauen und gequälte Mädchen, die diesen Todesmarsch einfach nicht mehr aushalten konnten, blieben zurück. Vom Ende der Kolonne liess sich das Knallen der erlösenden Schüsse immer häufiger hören. Jetzt sagte ich zu Editke: «Editke, ich kann nicht mehr weitergehen; ich halte es nicht mehr aus.» Ich blieb stehen, bis die letzte Reihe herankam und wandte mich an den SS-Mann: «Bitte, erschiessen Sie mich. Ich kann nicht mehr!» – «Knie dich nieder!» Ich kniete mich in den Schnee nieder, und Editke kniete sich neben mich. Sie begann mir ins Gewissen zu reden; sie sagte, dass ich ein Taugenichts sei, dass ich es doch die ganze Zeit ausgehalten hätte! Ich sei immer die Stärkere gewesen. Wie könnte ich nur fähig sein, sie allein dort zu lassen! Das würde sie nicht überleben. Auch sie käme dann um, wenn ich sie jetzt im Stich liesse. Ich weiss nicht mehr genau, was sie sonst noch hastig in mein Ohr flüsterte. «Wie kann ich dich da lassen, in irgendeinem Graben in Deutschland? Was soll ich Nikolaus sagen, wenn ich es überlebe? Soll ich ihm sagen, wo ich dich gelassen habe; dass ich dich einfach bei irgendeiner Brücke verliess?» Inzwischen entsicherte der SS-Mann seine Pistole, legte sie an mein Genick und drückte ab. Nichts geschah! Vielleicht versagte die Waffe, oder es war keine Kugel mehr drin. Ich begriff zunächst nicht, was geschehen war. Editke hob mich mühsam auf, und ich schleppte mich weiter. Später, als es schon Nacht war, brachen wir auf irgendeinem Zementboden zusammen. Am folgenden Tag fing die Quälerei von neuem an. Aber ich war wieder einmal aus den Klauen des Todes gerettet worden.

Aus den Dokumenten der SS, die nach dem Kriege veröffentlicht wurden, geht hervor, dass sie mit den Sklaven gute Geschäfte gemacht haben. Alles war genau ausgerechnet worden. Unsere Ernährung war beispielsweise so geplant, dass die Häftlinge davon längstens sechs Monate leben konnten. Die Kost, die man uns gab, reichte bei dem uns abverlangten Arbeitstempo für ein halbes Jahr aus. Nur die kleinen glücklichen Zufälle ermöglichten das Überleben für einige von uns – so bei mir, dass ich manchmal ein Stück Brot ergatterte oder unter ein Dach kam und die Kranken betreute. Vielleicht war es auch nur unserem Unternehmungsgeist zu verdanken, dass unser Leben zuweilen um ein Grad erträglicher war. Heute noch staune ich darüber, was ich damals alles wagte. Bei jeder dieser Gelegenheiten hätten sie mich ohne Weiteres in den Tod schicken können. Denn das war doch beispielsweise ihr Stil: «Die Zartfüssigen vortreten!» Wer vortrat, wurde weggebracht und getötet. Oder ein anderes Mal suchten sie sich die Blauäugigen aus, um sie ins Gas zu schicken. Bei den Männern machten sie es auf die gleiche Weise: «Ingenieure vortreten!» Und sie wurden umgebracht. Man sah sie nie mehr. Am folgenden Tag wurden bloss ihre Kleider zurückgeschickt. Sehr viel Wagemut gehörte dazu, und ich musste auf alles gefasst sein, wenn ich mich zu diesen Sonderaufgaben meldete. Doch am Schluss stellte sich heraus, dass gerade sie mir zum Überleben verholfen hatten.

Der Todesmarsch ging weiter. Ich kann nicht mehr viel darüber erzählen. So entsetzlich, so grausam war es, dass viele Leute um die Kugel flehten, weil sie es nicht mehr aushalten konnten. Wir schleppten uns weiter und weiter. Dem gibt es nichts hinzuzufügen.

Ich möchte noch einmal zu unserem Aufenthalt in Auschwitz zurückkehren, weil ich dabei einige Einzelheiten ausliess. Auschwitz-Birkenau, wohin wir deportiert wurden, und der ganze La-

gerkomplex von Auschwitz dienten der systematischen Vernichtung des europäischen Judentums. Nie im Laufe der Geschichte wurde ein so teuflischer, böser, wirksamer, herzloser und Menschen vernichtender Mechanismus in Betrieb gesetzt. Das Umbringen von sechs Millionen Menschen und die Vernichtung ihrer Leichen benötigte wirklich sowohl gründliches Fachwissen und aussergewöhnlich gutes Planen als auch einen ausgezeichnet organisierten Arbeitsprozess.

Der Tod durch Gas war nicht die einzige Form der Vernichtung. Als die Transporte aus Ungarn in Auschwitz ankamen, waren die Gaskammern und Krematorien schon stark überlastet. Deshalb kamen die teuflischen Gehirne darauf, dass man Leichen auch im Freien, auf Scheiterhaufen, verbrennen kann. Sie organisierten also die Haufen. Am Anfang wurden die Leichen aus den Gaskammern dorthin gebracht, weil die Kapazität der Krematorien nicht mehr ausreichte, sie aufzunehmen. Die Leichen wurden, Brennholz ähnlich, auf die Haufen gelegt und angezündet. Wie das im Einzelnen geschah, weiss ich nicht. Dann aber gingen sie mit dem Greuel noch einen Schritt weiter. Sie kamen darauf, dass es unnötig sei, die Kinder erst noch in die Gaskammer zu bringen. Also wurden die Kleinen aus den Händen der wartenden Mütter gerissen, auf einen Lastwagen verfrachtet und lebendig auf die Scheiterhaufen geworfen. Ich habe das einmal mit eigenen Augen gesehen! Lassen wir das, wir wollen darüber nicht mehr sprechen. Aber ihr sollt es wissen, dass die ungarischen jüdischen Babys und fünfjährige, sechsjährige, achtjährige Kinder lebendig ins Feuer geschleudert wurden!

Die Häftlinge wurden ständig selektiert und die Mageren ins Gas geschickt. Dr. Mengele, jener berüchtigte Schuft, war der Oberbefehlshaber dieses Todesapparates. Nun sei er doch tot, so das Ergebnis von siebenjährigen Untersuchungen einer Kommis-

sion. Demnach ertrank er 1979 bei einem Badeunfall (Nachrichten aus Israel, N.A.I.-Presseblatt vom 29.04.92). Den Tod von Zehntausenden unschuldiger Menschen hat er auf dem Gewissen!

Wie ihr schon gehört habt, wurde auch die Vernichtung der Kranken systematisch fortgesetzt. Das konnte bedeuten, dass sogar jemand, der mit einer leichten Halsentzündung für einen Tag ins Spital geriet, wo er sich von der schweren, mühseligen Arbeit ein wenig zu erholen hoffte, Pech hatte, wenn die Selektion zufällig an jenem Tag stattfand. Das ganze Spital wurde dann geleert; Marschroute: die Gaskammer, das Krematorium. Für das Ausklügeln der verschiedensten Methoden der Vernichtung verfügten sie über eine Phantasie ohnegleichen.

1964 nahm ich als Zeuge an den Auschwitzprozessen in Frankfurt teil. Dort hatte ich Gelegenheit, die Verhandlungen zu verfolgen. Dabei erfuhr ich, dass die Kranken durch ins Herz gegebene Phenolspritzen getötet wurden. Einer der SS-Unterroffiziere hatte diese Arbeit anscheinend mit Freuden ausgeführt. Er wurde zu einigen Jahren verurteilt. Nun, glaube ich, ist er wieder auf freiem Fuss.

Nach mehreren Wochen des Marsches hatten wir den Eindruck, dass wir das böhmische Gebirge und die Bergketten der Tschechoslowakei umrundeten. Man versuchte stets, den Russen zu entkommen. Doch immer wieder befanden wir uns ihnen gegenüber. Die SS wollte nicht, dass uns die Russen befreien, darum trieben sie uns zwischen den Bergen umher in Matsch und langsam schmelzendem Schnee. Die Qualen, denen sie uns aussetzten, sind unbeschreiblich. Später wurden wir noch einmal in einen Zug verladen, wieder in offene Waggons: Im Winter gab es für uns offene Wagen, im Sommer geschlossene. So war das arrangiert! Tagelang holperten wir über die Geleise. Viele von uns erfroren, aber die Leichen wurden nicht fortgeschafft. Danach folg-

te noch ein Marsch, bis wir schliesslich in ein Lager dirigiert wurden. Dieses Sammellager befand sich auf dem Gelände einer stillgelegten Fabrik. Es war schon vor unserer Ankunft überfüllt; und dann wurden wir auch noch hineingestopft. Ihr könnt euch vorstellen, wie sich die länger ansässigen Häftlinge darüber freuten, dass sie den engen Platz und das kärgliche Essen auch noch mit uns teilen mussten.

Mir blieb an dieses Lager kaum eine Erinnerung ausser der schrecklichen Gedrängtheit und den ungeheuren Läusemassen. Wir arbeiteten nicht... doch zuweilen wurden wir hinausgeschickt, um Panzergräben zu schaufeln. Wahrscheinlich war die russische Armee schon sehr nahe. Mit unseren letzten Kräften arbeiteten wir in dem matschigen Boden. Dann wurden wir wieder für längere Zeit in Ruhe gelassen. Vielleicht hatten zu jener Zeit andere Häftlinge dasselbe «Glück» wie wir. Freilich quälte uns diese Arbeit nicht direkt, solange sie uns wenigstens ermöglichte, frische Luft zu schnappen. Aber die Läuse vermehrten sich schrecklich. Sie plagten uns sehr.

Mengele

An einem Tag, es war vielleicht Anfang März, verbreitete sich im Lager das Gerücht, dass Dr. Mengele käme, um uns zu selektieren. Du lieber Herrgott! Da blieb einem der Verstand stehen! Dieses Wort «Selektion» hatten wir seit Auschwitz nicht mehr gehört – wir hatten es schon fast vergessen, obwohl wir in der Tat durch unser Los, die Kälte, Fussmärsche und die Pistolen der SS ständig selektiert wurden. Nun, wir gingen also zur Selektion. Dazu wurden wir auf den Hof getrieben, wo wirklich der berühmte Dr. Mengele stand: mittelgrosses, eher regelmässiges Gesicht und dunkles Haar. Ein junger Mann mit kaltem, gefühllosem Blick – elegant, tipptopp gekleidet, die Stiefel spiegelblank, schneeweisse Handschuhe, ein Gesicht wie aus Holz geschnitzt. Er hielt einen Stab in der Hand, wie ein Dirigent seinen Taktstock, mit dem er rechts und links winkte: rechts, links, Leben, Tod. Zuweilen piff er einen Strausswalzer, während er mit dem Stab weiter nach rechts oder links zeigte. Wir mussten uns dort auf dem Hof wieder nackt ausziehen und unser einziges Kleid auf den matschigen Boden werfen. Wir reihten uns soldatenhaft ein, wie es sich gebührte, und zogen im Gänsemarsch vor seine Majestät, Mengele.

Plötzlich ging mir eine Frage durch den Kopf: Was selektiert dieser Teufel eigentlich? Sucht er die Mageren aus? Unmöglich, wir waren ja alle nur noch Haut und Knochen. Auf Grund welcher Kriterien schickt er uns jetzt in den Tod? Mit einer plötzlichen Bewegung riss ich meine Brille herunter und versteckte sie in meiner hohlen Hand. Tatsächlich, es gelang mir, am Todesengel unversehrt vorüberzugehen, er schickte mich nirgends hin. Ich konnte weiter bei meiner Gruppe bleiben.

Als ich diesen Stress hinter mir hatte, schaute ich hinüber zu den abgesonderten Mädchen. Sie alle trugen Brillen! Da er kein anderes Kriterium mehr hatte – wir waren ja alle gleich mager, also konnte er die Mageren nicht selektieren –, suchte er die Brillenträgerinnen aus. Ich aber hatte im letzten Moment diese Eingebung, meine Brille abzunehmen. So blieb ich am Leben.

St. Georgenthal

Wir wurden dann wieder weitergetrieben. Diesmal aber nicht über eine so grosse Distanz. An den Weg kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Es war schon Frühling, das Gras im Gebirge begann zu grünen. Der Wind brachte uns angenehme Düfte. Der Kanonendonner wurde immer lauter. Sie trieben uns einige Kilometer weiter bis zu einem Ort mit Namen St. Georgenthal, der jetzt zur Tschechoslowakei gehört. Zu jener Zeit war es eine Zweigstelle des berühmten Lagers Theresienstadt.

Sobald wir dort ankamen, erkannten wir, dass wir an einen besseren Platz geraten waren. Unzählige Pritschen standen in einem riesigen, ausser Betrieb gesetzten Fabriksaal. Es gab einen Waschraum, aus dessen Hähnen wunderbarerweise Wasser floss. Man gab uns sogar Seife, so dass wir uns ordentlich waschen konnten. Wir kratzten den Dreck vieler Wochen ab.

Diesmal war Editke, meine Freundin und Lagerschwester, die tüchtigere von uns: Als sie im Bad war und die amtierende Ärztin erblickte, stellte sie sich, eingeseift und splitternackt vor sie hin, um sich zu melden. Sie erzählte ihr, dass sie und ihre Freundin – damit meinte sie mich – geübte Krankenpflegerinnen seien und fragte, ob sie uns gebrauchen könne. Die Ärztin sagte sofort ja. So kamen wir als Pflegerinnen ins Krankenzimmer. Interessanterweise war die Kost in diesem Lager viel besser als sonstwo. Sogar Milch wurde manchmal zugeteilt. Später erfuhren wir, dass zu jener Zeit der Ort schon eingekreist war und daher die Dörfler ihre Ware nicht mehr loswerden konnten. Wir assen uns fast satt an gekochten Kartoffeln. Auch die Suppe war essbar.

Wir betreuten hingebungsvoll die Kranken. Leider waren sehr

viele von ihnen nicht mehr zu retten. Sie waren schon so schwach, dass sie sich für nichts mehr, weder Essen noch Trinken, interessierten. Es gab auch viele schwer Tuberkulosekranke, die Leiden und Entbehrung zugrunde gerichtet hatten.

Der Kanonendonner kam immer näher. Nun war es nicht einmal mehr für uns zweifelhaft, dass wir befreit werden würden. Es gab nur eine grosse Frage: Würden die Deutschen uns ermöglichen, das zu erleben? Oder würden sie uns im letzten Augenblick vernichten, um keine Zeugen dieser Entsetzlichkeiten am Leben zu lassen?

Schwierige Befreiung

Anfang Mai 1945 hörten wir den Kanonendonner schon ganz in unserer Nähe. Die Tage vergingen in grosser Spannung. Wir beobachteten die Gesichter unserer Quäler. Die herzlosesten SS-Wärterinnen wurden auf einmal ganz nett. Sie benahmen sich, als ob sie immer zu uns gehört hätten, vergassen sogar, ihre Knüppel anzuwenden. Ja, du meine Güte, sie sprachen uns in menschlichem Ton an! Wahrscheinlich hofften sie, dass wir später zu ihren Gunsten aussagen würden. Eines schönen Tages lief in Winde-seile das Gerücht durch das Lager: «Sie haben uns verlassen, sie sind geflohen!» Die Tore wurden aufgerissen, und die Mädchen strömten hinaus ins Dorf. Viele von ihnen hatten Bekannte unter den Dörflern, da sie im Betrieb gearbeitet hatten und so mit den einheimischen Arbeitern in Kontakt gekommen waren. Diese versteckten sie, und die Mädchen fühlten sich nun frei. Wir aber, die wir keine Beziehungen im Dorf hatten, warteten weiter auf ein besseres Los. Zu fliehen trauten wir uns nicht, da wir uns in den Sudeten befanden und die Hitleristen uns sofort als fliehende Häftlinge hätten anzeigen können. Dennoch begannen wir irgendeine Art von Freiheit zu geniessen. Aber wo war die Freude? Die war noch weit von uns weg.

Wir hatten auch keinen Anlass, uns zu freuen, weil inzwischen das Lager von neuem besetzt wurde. Die von der Front zurückkommenden SS-Einheiten fanden auch die im Dorf versteckten Mädchen, packten sie beim Schopf und zwangen sie zurück ins Lager. Sie befahlen uns alle auf den Hof, wo wir uns in Reihen aufzustellen hatten. Da überkam mich ein seltsames Gefühl: Die wollen uns im letzten Moment auslöschen! Ich sagte zu Editke, dass wir uns in Acht nehmen müssten. Wenn es uns gelungen war, bis jetzt zu überleben, dann wollten wir uns auch nicht im letzten

Augenblick ermorden lassen! Und da hatte ich einen Einfall: Wir warteten durch den zu der Zeit überfluteten Wasch- und Toilettenraum. Das war insofern eine gute Idee, als uns dorthin die Hunde nicht verfolgen und nicht aufspüren konnten. Dann bestiegen wir eine wackelige Metalltreppe und kletterten auf das Dach. Wir legten uns auf den Bauch hinter dem Schornstein und warteten, was dort auf dem Hof passierte. Niedergeschlagen, vor Furcht zitternd, standen die Mädchen dort, während die SS ihre Maschinengewehre montierte. Es war also klar, dass sie vorhatten, uns im letzten Augenblick alle zu töten, damit keine von uns die Befreiung erleben würde.

Inzwischen entdeckten auch andere Mädchen unseren Schlupfwinkel und folgten uns auf der Treppe, so dass wir schon Angst bekamen, dass das Dach, auf das wir uns geflüchtet hatten, einstürzen würde. Glücklicherweise kam es nicht dazu. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten wir, was auf dem Hof geschah, und wovor wir geflohen waren. Diese Anspannung dauerte einige Stunden! Dann, auf einmal, zerlegten die SS-Männer ihre Maschinengewehre. Ebenso unerwartet, wie sie gekommen waren, waren sie wieder verschwunden. Nun blieben wir wirklich ohne Bewachung. Nach einigen Stunden rückten die Soldaten der Roten Armee ein.

Wie wir nachträglich erfuhren, hatte eine der Wärterinnen, eine sehr menschliche, die für unsere Verpflegung zuständig war, heimlich für den Widerstand gearbeitet. Ihre Menschlichkeit konnten wir an der besseren Kost, die sie uns während der letzten Wochen zukommen liess, wahrnehmen. Später erzählte sie uns, dass sie im letzten Moment die Telefonverbindung abgeschnitten habe, so dass der Befehl für unsere Vernichtung nicht an die Soldaten durchgegeben werden konnte.

Der erwartete Befehl kam also nicht, und so blieben wir am Leben.

Von irgendwoher geriet eine Waage in unsere Hände. Wir stellten uns darauf, neugierig, wieviel wir abgenommen hätten: Ich wog nur noch 28 kg, war Haut und Knochen, aber frei! Allerdings war ich so schwach, dass ich nicht fähig war, mich darüber zu freuen. Aber die anderen freuten sich und schafften in ihrer Freude Kartoffeln und Zwiebeln herbei und fingen an, in grossen Schüsseln zu kochen. In allen möglichen Gefässen kochten sie. Auch mich flehte eine kleine Köchin an, etwas von der schönen Kartoffelsuppe zu kosten, nur einen Schluck, nur einen Happen sollte ich zu mir nehmen. Ich aber sagte ihr, dass ich unfähig sei; ich könne nicht einmal den Geruch ertragen; es wäre mir wirklich unmöglich, auch nur ein bisschen hinunterzuschlucken. Doch sie bat mich inständig, bis ich schliesslich einen Löffel Suppe in den Mund nahm. Aber ich musste es sofort ausspucken. Mein geschrumpfter Magen konnte einfach keine Nahrung mehr aufnehmen. Es war die letzte Stufe des Hungers.

Dagegen brachte uns jemand ein Kilo Würfelzucker, an dem wir, Editke und ich, knabberten. Ich glaube, dass es dieser Zucker war, der uns schliesslich das Leben rettete. Glücklicherweise begannen wir nicht, hastig zu essen, wie es manche Leute in den von den Amerikanern befreiten Lagern taten. Für viele erwies sich das plötzliche, üppige Essen nach dem langen Hungern als tödlich.

Nun folgt die Geschichte unserer Heimkehr. Das ist ein ganz anderes Kapitel.

Heimkehr

Die unglücklichen, endlich aus der Hölle der Konzentrationslager entflohenen Häftlinge überströmten die Landstrassen von Europa. Sie suchten ihre Heimat. Sie hatten keine Familien mehr; die Eltern waren umgebracht. Sie konnten ihre Kinder, Frauen oder Männer nicht mehr wiederfinden. Sogar in ihrer eigenen Heimat sah man sie schief an. Leider bildete da auch Ungarn keine Ausnahme. Die Leute konnten es nicht ertragen, wenn ein Zeuge ihrer Unmenschlichkeit zurückkehrte. Nein, das passte ihnen nicht. Noch weniger nahmen sie es hin, wenn ein Unglücklicher, der ja ganz allein war, nachdem er sich mühevoll nach Hause geschleppt hatte, in seine ehemalige Wohnung zurückkehren wollte, um ein Dach über seinem Kopf zu haben. In seiner Wohnung hatte sich schon seit Langem eine andere Familie eingenistet, der der jüdische Besitz von den Pfeilkreuzlern zugeteilt worden war. Es passte ihnen natürlich nicht, dass sie nun die Wohnung wieder verlassen sollten. Wenn jemand sein Kälbchen oder sein Stück Boden zurückverlangte, um ehrlich zu arbeiten und allein, mit gebrochenem Herzen, sein Stück Brot zu erwerben, dann waren unsere lieben Patrioten schon sehr entrüstet: «Wozu bist du zurückgekommen? Es sind ja mehr zurückgekehrt, als weggegangen sind!» Und so weiter. Es ist nicht zu verwundern, dass so viele Juden ihr Land verliessen; ein Land, aus dem sie erst hinausgeprügelt und aus dem dann die wenigen, die am Leben blieben, hinausgeekelt und hinausgehasst wurden!

Also erfassten die Heimkehrenden ihr armseliges Hab und Gut, um weiterzuwandern; auch heute sind noch viele von ihnen heimatlos. Der Mensch kann nur dort wirklich Wurzeln schlagen, wo

er geboren ist, wo er seine Muttersprache sprechen kann, ein Platz, an den ihn die Erinnerungen der Kindheit binden. Das einzige Land der Welt, wo auch ohne diese Voraussetzungen ein jüdischer Mensch seine Heimat finden kann, ist Israel.

Mit vollem Recht stellt ihr mir die Frage, warum ich nur über körperliches Leid spreche, über Hunger, Beschimpfungen, Erniedrigungen, Schläge, Prügel, Durst, lange Märsche und Menschenvernichtung; warum ich bis jetzt die Trauer und die seelischen Qualen kaum mit einem Wort erwähnt habe. Nun, es scheint mir, dass der Mensch eine sehr seltsame Kreatur ist. Wenn er in solche ans Unmögliche grenzende Situationen gerät und Tag für Tag um das blosse Überleben kämpfen muss, erlaubt ihm sein Selbsterhaltungstrieb nicht, seine Zeit oder Kraft auf seelischen Kummer zu verschwenden. Das würde nur der Selbstzerstörung dienen. Wann erschien die Trauer und das Erlebnis der Verluste? Erst, nachdem wir uns sattgegessen hatten, nach Hause gekommen waren, als wir ein Dach über dem Kopf hatten und das normale Leben wieder anfang. Dann aber nahm die Trauer, die Sehnsucht nach unserem früheren Leben, das Weinen um unsere Eltern und Verwandten ein so schreckliches Ausmass an, dass unzählige Überlebende Depressionszustände bekamen und viele von ihnen Selbstmord begingen. Auch heute noch gibt es ehemalige Deportierte, die nie wieder ihre seelische Gesundheit zurückerlangt haben.

Ich bin unserem Gott unendlich dankbar, dass er mir erlaubte, mit Hilfe meines lieben Mannes und meiner heissgeliebten Kinder ins normale, aktive Leben zurückzukehren, das Leben für meine Nächsten wieder zu erlernen und wie jedermann arbeiten zu können. Auch dafür bin ich dankbar, dass ich nicht in Depressionen versank, so dass ich den Kampf mit dem Alltag aufnehmen konnte. Die Überlebenden blieben nämlich von den weiteren Schwierigkeiten des Lebens auch nicht verschont. Wir brauchten sehr

viel Kraft, um das Leben selbstbewusst, würdevoll und doch demütig weiterzuführen. Gott hat mir diese Kraft geschenkt, und dafür danke ich ihm aus ganzem Herzen!

Meine wunderbare Lagerschwester Editke Wichner wurde mit mir zusammen befreit. Wir kamen miteinander nach Hause in mein elterliches Heim, wo meine Schwester mit ihrem fünfjährigen Sohn lebte. Eines Tages begegnete Editke einigen Mädchen aus ihrer Stadt, die sie überredeten, miteinander nach Lucenec (Losone) in der Tschechoslowakei zu fahren. Nie mehr habe ich sie wiedergesehen. Angeblich ist sie nie angekommen. Meine Bemühungen, etwas über sie zu erfahren, auch durch das Rote Kreuz, blieben erfolglos. Wir haben die Hölle überlebt, aber wie sie ihr junges Leben verlor, werde ich nie erfahren.

Die Gnade der wiedergefundenen Liebe

Aber nicht ich allein wurde gerettet. Auch mein Mann ist durch Gottes Gnade unzählige Male mit dem Leben davongekommen:

Mit Hunderten von «Sklavenarbeitern» wurde auch er auf dem Todesmarsch erbarmungslos vorangetrieben, um nicht von den Befreiern erreicht zu werden. Eines Abends kamen sie in ein leeres Dorf, wo sie in den verlassenen Häusern übernachten durften. Am anderen Morgen früh beim Antreten erfuhren sie, dass ihre Leidensgenossen, die in den Häusern gegenüber geschlafen hatten, nachts allesamt erschossen worden waren. Gott hatte ihn auf die richtige Seite geleitet.

Ein anderes Mal war er zusammen mit seinem Bruder und noch zwei anderen Leidensgenossen eingesperrt und grausam misshandelt worden. Man hatte ihnen klar gemacht, dass sie am anderen Morgen alle wegen Spionagetätigkeit erschossen werden würden. Doch in der Nacht machten sich die Peiniger aus dem Staub, weil plötzlich unsere «Befreier» eintrafen.

Und im Ghetto von Budapest wurden sie vom Hungertod gerettet, weil sie im Keller des Hauses total verstaubte Konserven fanden. Sie gaben alles der Küche und konnten auch noch andere Ausgehungerte – Kinder und Erwachsene – retten.

Obwohl wir 14 Monate nichts voneinander gehört hatten, auch keinen Briefkontakt hatten, blieben unsere zärtliche Liebe und die Hoffnung auf ein Wiedersehen unverändert in unseren Herzen. Durch diese treue Liebe füreinander gab uns Gott täglich neue Kraft zum Überleben. Ja, wir spürten, dass Gott uns retten wollte, damit wir durch seine unendliche Gnade eine schöne, liebe Familie gründen konnten.

Ausblick

Wie euch sicherlich aufgefallen ist, bin ich mehrere Male wie durch ein Wunder dem Tode entkommen, ob es auf dem Todesmarsch war, als die Pistole des SS-Soldaten versagte oder bei der Selektion durch Mengele, als ich plötzlich die Eingebung bekam, meine Brille abzunehmen. Auch das rechtzeitige Verlassen des Krätzeblocks hat mir das Leben gerettet.

So merkte ich beim Nachlesen meiner Erzählung, dass noch etwas Wesentliches fehlte, nämlich ein grosser Dank an unseren Gott für seine Bewahrung. Und das sollte auch alles, was ich euch an Schrecken und Grauen erzählt habe, weit übertönen. Nicht um das Furchtbare hinwegzuwischen, denn es kann ja niemals ungeschehen gemacht werden. Aber um zu zeigen, dass es auch in den dunkelsten Zeiten Hilfe geben kann.

Diese verschiedenen Bewahrungen auf dem Weg, da ich mit meinen Eltern und mit unserem Volk die schwersten Stunden unserer Geschichte erlebte, zeigen doch, dass Gott einen bestimmten Plan mit einigen von uns hatte. Auch wenn ich es mitten im Grauen gar nicht wahrnehmen oder verstehen konnte: Er hat für mich gesorgt! Warum er jedoch gerade mich gerettet hat, während bessere und wertvollere Menschen auf grausame Weise getötet wurden, wird mir wohl ewig ein Rätsel bleiben. Warum ich weiterleben und eine mir so kostbare Familie gründen durfte, während unschuldige Kinder auf unmenschliche Weise ermordet wurden, ist eine Frage, die ich nie werde beantworten können. Wenigstens nicht in diesem Leben.

So kann ich jetzt auch nur aus der Ferne erahnen, wie durch einen Schleier, dass durch seine Bewahrungen unser Gott wohl

noch ein bestimmtes Ziel für mich hatte, wobei es ihm sicherlich nicht nur darum ging, dass ich weiterleben und das Glück einer Familie erfahren durfte. Er wollte mir noch manche kostbaren Erlebnisse schenken, an denen ich zum Teil von meinen schweren Lagererinnerungen genesen sollte, und mich schliesslich gegen Ende meines Lebens zu einer wunderbaren Begegnung mit ihm selber führen. Doch bevor die Sonne seiner Liebe für mich aufging, musste ich noch einmal zurück in die Tiefe der Vergangenheit.

Die Wege Gottes führen durch manche Täler und Schluchten, ehe sie ihr wunderbares Ziel erreichen. So musste auch unser Volk auf dem Weg heraus aus der Gefangenschaft Ägyptens und hin zur Freiheit des gelobten Landes jahrzehntelang durch eine unwegsame Wüste wandern. Bevor Gott mich selbst zu einem kleinen Kanaan brachte, führte der Weg noch einmal ganz tief hinab in die begrabenen Erinnerungen.

Fast 20 Jahre, nachdem ich lebendig aus der Hölle herausgekommen war, bekam ich sie in meinem Herzen nochmals recht bitter zu schmecken. Das geschah, als ich im Jahre 1964 als Zeugin zum Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main geladen wurde. Meine liebe Freundin Ella und ihre Mutter waren auch als Zeuginnen dabei. Nach meiner Aussage gegen einen Wachmann in Auschwitz hat mich der Verteidiger des Angeklagten dermassen grob angegriffen, dass ich mich wieder ins KZ, ins Vernichtungslager, zurückversetzt fühlte. Er wollte mich einfach lächerlich machen und benutzte dafür mir gegenüber einen unglaublich erniedrigenden Ton. Es waren ganz schwere Augenblicke für mich.

In mein Hotel zurückgekehrt, war ich unfähig, auch nur einen einzigen Gedanken zu fassen. Die Tatsache, dass er mich als Lügnerin bezeichnet hatte, hat mich völlig niedergeschmettert. Da sass ich nun allein, nur noch von einem einzigen Wunsch beseelt: So schnell wie möglich nach Hause fliegen, zu meiner Familie,

meinen lieben Kindern, meinem Mann, und alles vergessen, was in Frankfurt geschah, wo ich den aufkeimenden Nazismus wieder zu spüren bekam.

In dieser Stunde tiefster Niedergeschlagenheit, als ich ganz verloren in meinem Zimmer sass, fiel plötzlich aus weiter Ferne der erste Sonnenstrahl in mein Herz, allerdings auf den ersten Blick hin unerkennbar. Gott wollte sich mir offenbaren als der Vater des Trostes. Es klopfte an meiner Tür. Als ich öffnete, standen da zu meiner grossen Verwunderung zwei freundliche Ordensschwestern, die sich als Marienschwestern aus Darmstadt-Eberstadt vorstellten. Sie luden mich herzlich ein, mit zu ihrem Mutterhaus zu fahren, um mich dort ein wenig erholen zu können. Obwohl ich bis dahin nie in meinem Leben etwas von diesen Schwestern gehört hatte, nahm ich die Einladung an, zumal auch Ella und ihre Mutter mitfahren wollten.

Als wir in den wunderschönen Garten des Mutterhauses kamen, wurden wir schon von weiteren freundlichen Schwestern erwartet, die uns sogar mit einem Begrüssungslied empfangen und voller Freude eine israelische Fahne schwangen. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie verlegen ich auf einmal war! Wie sollte ich mich nur verhalten? Meine Gefühle gerieten völlig durcheinander. Kurz vorher noch hatte mich jener Rechtsanwalt erniedrigt, und hier wurde ich wie eine Prinzessin empfangen. Und das von Christen, von denen ich doch leider zumeist anderes gewohnt war. Es war alles so unverständlich...

Doch sehr bald löste sich meine Verlegenheit auf, förmlich hinweggeschmolzen durch die grosse Liebe, die mir da entgegenströmte. Ich fing an, mich richtig wohlfühlen, ja, ich kam mir auf einmal vor wie im Paradies, zwei, drei Wochen lang nur umgeben von Liebe, Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit. Es war ein

heilsamer Trost für meine verletzte Seele, nicht nur, wenn die Schwestern mir Freitag abends die Sabbatkerzen anzündeten und die mir so kostbaren Gebete sprachen. Auch die wunderschönen Spaziergänge, die ich mit Schwester Jochebed durch den herbstlichen Wald machte, und bei denen wir viele wichtige Fragen des Lebens besprachen, trugen dazu bei. Auf diese Weise haben sie mich kennengelernt, und ich wiederum erfuhr Schritt für Schritt, wer die Evangelischen Marienschwestern sind.

Sie sind eine Schwesternschaft, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den Trümmern Darmstadts entstanden ist. Ihre Gründerinnen, Mutter Basilea und Mutter Martyria, wie auch die ersten Schwestern, hatten sich in der Hitlerzeit nicht angepasst, sondern sehr gefährlich gelebt, weil sie sich intensiv mit der Bibel befassten. Ich habe im KZ deutsche Mädchen getroffen, die wegen ihrer Treue zur Bibel dorthin verbannt waren.

Die Marienschwestern lieben Israel ganz besonders und tragen grossen Schmerz wegen des Holocaust und des grossen Unheils, das Deutschland über die europäischen Völker gebracht hat. Darum beugen sie sich auch stellvertretend unter die Schuld aller Deutschen, die Hitler geglaubt und die Judenvernichtung hingenommen oder sogar bewusst betrieben haben. Aus diesem Schmerz heraus entbrannte in Mutter Basilea der Wunsch, für Überlebende des Holocaust in Israel ein Haus zu bekommen, wo Wunden geheilt werden könnten. Auch ich durfte 1988 dort in Beth Avraham einkehren und die Liebe der Schwestern spüren. Die Nazi-Prozesse wurden mit grosser Anteilnahme von ihnen verfolgt, denn sie wollten den Zeugen beistehen und alles wissen, was dem Volk Israel in den Jahren des schrecklichen Mordens widerfahren war. So waren auch, als ich ausgesagt hatte, zwei oder drei von ihnen dabei, die dann meine Demütigung und meinen Zusammenbruch erlebten.

Nun bin ich schon 30 Jahre lang mit den Marienschwestern verbunden. Sie haben mich seither mit ihrer Liebe und Treue begleitet, wussten von allen Schwierigkeiten, die ich erlebte, und haben immer für mich gebetet. Meinen jüdischen Glauben haben sie stets akzeptiert und niemals auch nur den geringsten Versuch gemacht, mich zu bekehren. Ich fühle mich mit ihnen und ihrem kleinen Land, das sie nach dem biblischen Vorbild «Kanaan» nennen, in Liebe und tiefer Dankbarkeit verbunden. Mit seinen Anlagen und Häusern, mit dem See Genezareth, dem Jakobsbrunnen, mit den Kapellen und dem Vaterbrunnen ist Kanaan eine kleine Insel der Liebe, des Friedens und der Schönheit. Es ist ein Land der Gottesfurcht, der Gottesverehrung, der Versöhnung und der Güte, ein Land, auf dem der Segen Gottes ruht. Kanaan ist einfach unbeschreiblich. Man muss es gesehen und erlebt haben, um verstehen zu können, was es in der heutigen Zeit bedeutet.

Ich kann Gott nur aus tiefstem Herzen danken, dass er jene schmerzliche Kurve meines Lebens, die mich durch den Auschwitz-Prozess führte, dazu benutzt hat, mich nach Kanaan in Darmstadt-Eberstadt zu bringen. Dieses Ziel verfolgte er für mich in seiner grossen Liebe, um mich tiefer mit ihm zu verbinden.

Der einschneidende Punkt auf diesem Weg war dann ein Erlebnis, das mir überraschenderweise im Sommer 1986 in Kanaan widerfuhr.

Zum ersten Mal hatte mich mein Mann dorthin begleitet. Er war von allem, was er sah und erlebte, sehr tief beeindruckt. Aber es konnte auch leider nur das eine Mal sein, denn ein halbes Jahr später ist er heimgegangen. Auch bei diesem Besuch hatten sich die Schwestern viel Schönes für uns ausgedacht, um uns zu erfreuen und zu trösten, besonders weil mein Mann so schwer krank war.

Es gab viele kostbare Gespräche und Programme, bei denen wir uns wohl und geborgen fühlten.

Und dann geschah es ganz unerwartet während eines Austausches am letzten Abend, was ich nur mit wenigen Worten andeuten kann. Jesus sprach mich plötzlich auf übernatürliche Weise an und offenbarte mir seine unendliche Liebe. Es war wie ein mächtiger Liebesstrom, der mein Herz auf einmal erfasste, so dass ich gar nicht mehr wusste, ob ich selber diese Liebe ausstrahle oder ob ich an einer ausgestrahlten Liebe teilhaben darf. Es war einfach wundervoll und geschah ganz verborgen in mir, keiner der Anwesenden konnte es bemerken. Nur einige Minuten hat es gedauert, aber danach war ich ein anderer Mensch.

Ich hatte den Ruf des Herrn verstanden. Er hat an meinem Herzen angeklopft, und ich habe ihn mit Liebe und Freude hereingelassen. Seitdem wohnt er nun in meinem Herzen und gibt mir unendlich viel Kraft. Es ist der Herr, unser Erlöser, Yeshua, unser Messias! Gelobt sei sein Name!

Allerdings weiss ich nur zu gut, dass mein Bekenntnis zu Yeshua eine grosse Kontroverse innerhalb unseres eigenen Volkes aufwirft. Sicherlich werde ich all die damit verbundenen Fragen niemals beantworten können. Darum geht es mir auch nicht, denn ganz bestimmt wird er selber uns eines Tages alle Zusammenhänge aufdecken und erklären, so dass es keine Fragen mehr geben wird. Wenn ich jedoch unserem Gott in diesem Ausblick für seine so sichtlichen Bewahrungen Dank und Ehre bringen will, dann kann ich es nicht von diesem für mich so wichtigen Geschehen abkoppeln, in dem ich das eigentliche Ziel seiner Wege mit mir erkenne. Er scheint auch von mir zu erwarten, dass ich nun ganz einfach in dieser Weise von ihm zeuge, nachdem ich bis jetzt lange darüber geschwiegen habe, um mich erst als messianische Jüdin im Glauben festigen zu können.

Auch mit diesem Ziel und um einer Gemeinde anzugehören, bin ich im Jahre 1988 nach Israel gereist und habe meine liebe Freundin Ella in Jerusalem aufgesucht, die unabhängig von mir ebenfalls zum Glauben gekommen war. Sie nahm mich mit zur messianisch-jüdischen Gemeinde von Pastor Joseph Ben Zwi, wo ich bei einer Feier aufgenommen wurde. Selbst wenn ich räumlich von dieser Gemeinde weit entfernt bin, fühle ich mich doch mit ihr eng verbunden, denn Ella und ich tauschen uns auch in unseren Briefen immer wieder über biblische Texte aus, was mich ermutigt, stärkt und bereichert.

Wenn ihr mich jetzt fragen würdet, wie ich mich empfinde, wenn ich an Yeshua Ha'Mashiach, den Herrn Jesus Christus, glaube, ob ich immer noch eine Jüdin bin oder mich eher als Christin verstehe, so kann ich euch darauf von Herzen gerne eine Antwort geben: Ich fühle mich durchaus als eine messianische Jüdin. Ich bin eine Jüdin geblieben, könnte niemals aufhören, eine Jüdin zu sein und werde mein Volk auch niemals verlassen! Allerdings habe ich erkannt, dass Jesus, unser Yeshua, der von Gott verheissene Messias ist und vor allem uns Juden gehört, und es tut mir unendlich leid, dass wir ihn nicht früher erkannt haben...

Ich sehe es so, dass wir messianische Juden zur Urgemeinde Jesu gehören. Wir wissen doch alle, dass die ersten Anhänger Christi Juden waren. Yeshua selber war ja ein Jude. Er hat als Jude gelebt und ist als glaubender Jude am Kreuz gestorben. So wollen wir zu seiner Urgemeinde gehören, denn wir fühlen uns als Urchristen.

Damals in den Anfängen war der «Glaube an den Messias» – denn nichts anderes bedeutet ja der «christliche Glaube» von seiner Wurzel her – noch rein und frei von antijüdischen Tönen. Diese kamen erst später, im 3. Jahrhundert, ins Christentum herein und führten schliesslich in ihrer grausamen Entwicklung bis

hin zum wahnsinnigen Holocaust. Als messianische Jüdin will ich mich entschieden von dieser Vergangenheit des Christentums distanzieren. Die mittelalterlichen Kreuzzüge, die überall ihre schrecklichen Blutspuren hinterlassen haben, sind nicht die Geschichte, die ich als messianische Jüdin auch nur im Geringsten bejahen könnte. Selbst viele Christen tragen heute grosses Leid über diese so dunkle Seite des christlichen Glaubens, die eigentlich nichts mit Jesus und seiner Liebe zu Freunden wie Feinden gemeinsam hat. Auch die Glaubenskriege, wie z.B. der Dreissigjährige Krieg, sind nicht «meine Geschichte». Meine jüdische Geschichte fängt mit dem Alten Testament an und führt hinüber ins Neue Testament, das im Grunde eine wunderbare Fortsetzung des Alten Testaments ist.

Erst jene Offenbarung der Liebe Gottes im Sommer 1986 hat mir einen lebendigen Zugang zur Bibel eröffnet, die ich seitdem tagtäglich lese. Immer wieder entdecke ich da verborgene Antworten auf meine inneren Fragen. Dieses Leben mit dem Wort Gottes hilft mir auch Schritt für Schritt, meine Vergangenheit mit dem qualvollen Einschnitt des Holocaust zu bewältigen. Auch wenn ich nicht in dieser grausamen Vergangenheit verankert bin, so können doch sehr leicht antisemitische Ausbrüche der Gegenwart all die alten Erinnerungen wieder zum Auflodern bringen, wie neulich, als man mit Fusstritten, Schlägen gegen die Tür meiner Wohnung und mit Hassparolen gegen mich vorgegangen ist. Dabei durchzieht mich keinerlei Gefühl des Hasses oder der Rache, lediglich eine unendliche Trauer, dass sehr viele anscheinend nichts gelernt haben aus all den Grausamkeiten, die wir überleben durften.

Vielleicht können aber doch meine Erinnerungen, wie die eines jeden, der die Hölle des Holocaust überlebt und sie niedergeschrieben hat, ein Werkzeug in Gottes Hand sein, um vor der Ge-

fahr zu warnen, wohin Menschenverachtung uns alle führen kann. Denn ich sehe mit offenen Augen, was sich heute wieder in dieser Welt regt und leide sehr mit den in Bürgerkriegen leidenden Menschen, wobei mir das Leiden unschuldiger Kinder besonders ans Herz geht. Es ist wirklich sehr zu bedauern, dass wir Menschen so viel verdrängen, dadurch auch nichts lernen und uns immer neu Leid und Schmerz zufügen!

Auch wenn ich nun am Ende meines Lebens eine gebrochene, schwache alte Frau bin, darf ich doch jeden Tag neu aus der Kraft leben, die der Herr mir schenkt. Er rührt mich immer wieder an und richtet mich innerlich und äusserlich auf, so dass ich aus dem Staunen nicht herauskomme. Seine Liebe ist grenzenlos, seine Barmherzigkeit unermesslich. Ihm sei Preis und Dank für all sein Leiten und Bewahren in meinem Leben, denn «Sein Rat ist wunderbar, und er führt es herrlich hinaus» (Jesaja 28,29b). Das macht mich getrost, stärkt meinen Glauben und lässt mich zuversichtlich beten, dass der Herr uns Menschen doch bald seinen Frieden schenken möge!



Meine Eltern



Meine Schwester Edith,
mein Opa und ich



Ich, meine Mutter und meine Schwester Edith



1943

Meine beiden
Töchter und ich,
1950



Silberhochzeit,
1969





1994

Ella Salomon*:

Meine Geschichte



Beim Holocaustdenkmal am Zionsberg, 1994.

X = Meine Heimatstadt

* Im Ungarischen wird der Name «Salamon» geschrieben und gesprochen.

Vorwort

In Israel begeht man den Holocaust-Gedenktag. Wir erinnern uns dann an die Massenvernichtung der Juden während der 30er und 40er Jahre dieses Jahrhunderts. Er fällt in den Frühling, normalerweise in den Monat April und heisst auf Ivrit YOM HA'SHOA. Dann schweigt die ganze Nation, um das Gedächtnis ihrer sechs Millionen vernichteten Mitglieder zu ehren und um Rechenschaft über ihre Vergangenheit abzulegen. In diesem Zusammenhang müssen diejenigen unter uns, die den Holocaust überlebten, unzählige Male wiederholen, was sie damals durchgemacht haben. Dabei werden wir am meisten herausgefordert, wenn wir zum Anlass dieses Tages gebeten werden, Schulklassen unsere Erinnerungen zu erzählen und mit ihnen darüber zu sprechen. Diese Schulbesuche habe ich fortgesetzt, auch nachdem ich schon als Lehrerin im Ruhestand war.

Die Stunden mit den obersten Klassen im Gymnasium waren die aufschlussreichsten und schwersten. Viele Schüler stehen vor dem Schulabschluss und müssen dann zur Armee gehen, wobei der eine oder andere von ihnen bereits erlebt hat, dass sein Vater oder Bruder in einem der Kriege gefallen ist oder verletzt wurde. Der Ernst des Lebens steht schwer vor ihnen, und sie können dabei nicht übersehen, dass sich der Holocaust gewissermassen fortsetzt in diesem endlosen Kriegszustand, in dem sich unser Land befindet. Sie fragen sich, was die eigentliche Ursache für den Antisemitismus, für den Hass gegen die Juden ist. Oder ob es möglich und moralisch richtig ist, denen zu vergeben, die während des Zweiten Weltkrieges den Holocaust verübt haben. Kann man überhaupt solch ein Verbrechen vergeben? Und sollen die Juden

endlos an den Holocaust denken, oder wäre es vielleicht besser, ihn zu vergessen?

Viele Menschen, Politiker, Wissenschaftler, Dichter, geistliche Führer und Philosophen, Betroffene und nicht Betroffene mögen auf diese Fragen ihre Antworten geben und haben es ja auch getan. Ich persönlich habe in Jesus Christus, meinem Messias, die Antwort gefunden. Und da, wo es mir schwer ist, Jesu Liebe mit all diesem Geschehen in Einklang zu bringen, kann ich sagen: «Mein Vater, ich verstehe Dich nicht, aber ich vertraue Dir!» (MB).

Den nachfolgenden Bericht habe ich für Michal, die Töchter meines Sohnes, auf ihre Bitte hin geschrieben. Dabei konzentriere ich mich auf Erlebnisse, nach denen sie speziell gefragt hat. Mein Bericht beginnt bei meiner Heimat in Siebenbürgen und endet mit der Einwanderung in Israel. Er handelt nicht von der Zeit, als ich eine an Jesus gläubige Jüdin und Mitglied der messianischen Shalhevetjah-Gemeinde¹ wurde. Dieser Glaube hat sich mir langsam eröffnet, und die entscheidenden Schritte vollzog ich erst gegen Ende der 80er Jahre.

Die Leserinnen und Leser meines Berichtes können feststellen, wie viele Wunder ich in diesen schicksalsschweren Jahren erlebt habe und wie vielen Todesgefahren ich entkommen bin. Das konnte ich in jenen Augenblicken selber nicht wahrnehmen, denn ich benötigte meine ganze Aufmerksamkeit und Energie zum Überleben von Stunde zu Stunde. Meine allergrösste Sorge war, meine Mutter, mit der ich diese Prüfungszeit teilte, nicht aus meinem Blick zu verlieren. Und nach der Befreiung konnte ich aus einem anderen Grund die Grösse der Wunder nicht begreifen, die wir erlebt hatten. Die Freude an dem wiedergeschenkten Leben war so gross, dass sie mich daran hinderte, an die Vergangenheit

¹ Shalhevetjah heisst: «Flamme des Herrn», nach Hohelied 8,6

zu denken. Aber mit der Zeit wurden mir Gottes Güte und Gnade mehr und mehr bewusst und damit auch die Wundertaten, die er an mir getan hat.

Eins der wichtigsten Wunder war, dass ich das Todestal, das ich mit meiner Mutter durchschritten hatte, gemeinsam mit ihr auch wieder verlassen konnte. Obwohl ich so abgenommen hatte, dass ich nur noch Haut und Knochen war, und obwohl viele in diesem Zustand getötet wurden, ist der Todesengel doch an mir vorübergegangen. Eines Nachts hatte ich meine Mutter verloren. Nach langer Zeit habe ich sie jedoch wiederbekommen, und zwar sehr weit weg von dem Ort, wo wir getrennt wurden. Alle waren sicher, dass ich sie endgültig verloren hatte, und ich selbst war darüber so hoffnungslos, dass ich einen Tag vor unserer Wiedervereinigung noch gebeten hatte, kein Essen mehr zu bekommen.

Beim «Todesmarsch», der uns zum Schluss in die Freiheit gebracht hat und worüber vieles in den Schriften über den Holocaust geschrieben wurde, gefährdete ich aus Hunger mein Leben. Ich verliess mit meiner Freundin die Schlange, in der wir gingen, um von dem nebenliegenden Acker Futterrüben zu holen. Ein SS-Offizier schoss auf uns; meine Freundin fiel, und ich blieb stehen. Kurz bevor der Marsch zu Ende war, waren wir so müde, dass meine Mutter und ich einen SS-Offizier baten, unser Leiden zu beenden und uns zu erschiessen. Er aber weigerte sich und sagte, dass die Stunde der Befreiung sehr nahe wäre.

Der Offizier hatte recht: Die Befreiung kam nach genau zwei Tagen. Als wir im Jahre 1945 heimkehrten, konnten wir nach einem furchtbaren Trauma ein neues Leben beginnen. Ich gab mich voll und ganz der Freude hin, unser Heim wieder aufbauen zu dürfen. Die Lebensfreude presste das Gift aus mir heraus, das sich in den Wunden meiner Seele angesammelt hatte. Ein grosses Glücks-

melt hatte. Ein grosses Glücksgefühl erfasste mich, so dass ich mich nicht mehr als der Mensch fühlte, auf dessen Arm die Nummer 25383 ein tätowiert war. Ich habe nicht verstehen können, wieso einige wegen des Traumas der vergangenen Erfahrungen Selbstmord begingen, wie es auch meine Freundin in meiner eigenen Heimatstadt tat, nachdem sie von einem KZ zurückgekehrt war. Eine mögliche Ursache für meinen so guten Seelenzustand war vielleicht die glückliche Kindheit, die ich in meinem Elternhaus genossen hatte, in dem die Liebe herrschte. Meine Eltern hatten in der Liebe die Kraft erkannt, die den Menschen zu heilen vermag, und haben sie auch ganz praktisch gelebt.

Im Jahre 1964 waren meine Mutter und ich als Zeuginnen nach Deutschland eingeladen zum Prozess eines uns sowohl von unserer Heimatstadt als auch vom KZ her bekannten Nazi-Verbrechens. Am Flughafen in Frankfurt hat uns Emmi Bonhoeffer abgeholt, deren Freundschaft für mein Leben sehr bedeutungsvoll wurde. Sie hat uns nach «Kanaan» gebracht, zum Mutterhaus der Evangelischen Marienschwesternschaft in Darmstadt. Da begann meine Verbindung zu den Marienschwestern, die mir sehr viel bedeutet hat und die bis heute durch die Schwestern besteht, die in Jerusalem tätig sind.

Emmi Bonhoeffer ist die Schwägerin des berühmten Theologen Dietrich Bonhoeffer. Ihr Mann Klaus gehörte zu jener Verschwörung gegen Hitler, die misslang, und so wurde er vor Emmis Augen getötet. Die Witwe blieb mit ihren drei kleinen Kindern allein zurück mitten im Chaos, in der Not und im Mangel der Nachkriegszeit in Deutschland. Sie war Stützkraft in der misslungenen Verschwörung und nach dem Krieg sehr interessiert am Schicksal der aus den KZs Geretteten. Ihre Freundschaft hat mir viel bedeutet, besonders ihre wunderbaren Briefe, die sie mir treu schrieb.

Sie starb im Mai 1990, nachdem ich sie zuletzt im Sommer 1989 getroffen hatte. Ich war damals im Urlaub in der Schweiz, und sie kam eigens, um mir zu begegnen. Emmi hat mir eine neue Welt über die Grenzen von Nationen, Vorurteilen und Hass hinweg eröffnet. Für sie bestand der christliche Glaube nicht nur aus Worten. Sie lebte ihren Glauben wirklich und hat ihn mir auch glaubwürdig gemacht. Und das war so wichtig, denn sie war ja eine Christin aus Deutschland! Alles, was sie sagte und schrieb, stimmte mit ihren Opfern überein und mit dem, wie sie sich dem Kampf für das Recht und die Wahrheit widmete, wie auch mit dem Märtyrertod ihres Mannes Klaus und ihres Schwagers Dietrich.

Emmi übergab mich damals der fürsorglichen Obhut der Marienschwestern, und – wie erwähnt – ging die Verbindung mit ihnen später in ihrem Jerusalemer Gästehaus Beth Avraham weiter.

Im Jahr 1966 hat unser 19jähriger Sohn plötzlich den Wunsch geäußert, nach Israel überzusiedeln. Am Ende desselben Jahres sind ihm auch mein Mann und ich nachgefolgt. Die ersten Jahre als Einwanderer waren schwer, aber 1979 konnten wir uns trotzdem kurze Ferien im Kibbuz Kirjat Anavim leisten.

Dort trafen wir zwei Schweizerinnen, die sich zum Eingang des Shabbat an unseren Tisch setzten. Ich fühlte zwar keinen Hass ihnen gegenüber, aber ihre deutsche Sprache klang unangenehm für meine Ohren. Sie spürten wohl die Abneigung, nahmen aber doch weiterhin ihre Mahlzeiten an unserem Tisch ein. Nach einigen steifen Vorstellungen teilten sie uns dann mit, was ihr Herz ausfüllte und ihnen das Wichtigste war: ihre Liebe zu Jesus Christus. Sie wirkten frei und gelöst, was davon zeugte, dass sie einen heiligen Auftrag hatten, nämlich Brücken zu bauen über Bitterkeit und Vorbehalte hinweg.

Sie luden mich im Sommer in die Schweiz nach Bern ein. Während dieser wunderschönen Tage in der Schweiz habe ich ihrerseits eine Liebe erfahren, die imstande war, alle Erinnerungen menschlicher Leiden hinwegzuwischen. Solche Liebe kann alle jene Schwierigkeiten aus dem Weg räumen, die uns daran hindern, zum Glauben zu kommen. Ich war besonders empfänglich dafür, weil ich schon in meinem Elternhaus menschliche Liebe kennengelernt hatte. Meine Eltern waren Ärzte und hatten ihre Arbeit in der Überzeugung geleistet, dass die erfolgreichste Methode zur Heilung die Liebe ist. Täglich konnte ich miterleben, wie sie die Menschen behandelten, und wie diese dann erleichtert und geheilt von dannen zogen. Ich kenne auch in Israel drei Menschen, die erzählen, was die «Liebesbehandlung» seitens meiner Eltern ihnen bedeutet hat. So bin ich aufgewachsen, umgeben von Liebe und Lebensfreude. Langsam, aber sicher wurde mir darum klar, dass das unermessliche Licht, das selbst die schwersten Dinge und Umstände durchleuchten kann, Jesus Christus ist.

Von da an habe ich den Kontakt zu Menschen gesucht, durch die ich meinen Glauben vertiefen konnte. 1985 bat ich die Marienschwestern, mich mit einer messianischen Gemeinde in Verbindung zu bringen, weil es mir als Einzelne mitten unter meinem Volk sehr schwer war, im Glauben an Christus zu leben und ihn zu lieben. So suchte Schwester Gratia aus ihrem persönlichen Adressenbüchlein den Namen von Pastor Joseph Ben Zwi heraus und sagte: «Französischer Hügel, Ezelstrasse 7».

Das war der Höhepunkt der Überraschungen für mich, denn es war meine eigene Adresse. Wir wohnten nämlich im gleichen Haus! Noch am selben Abend ging ich zum siebten Stock hinauf und habe sie getroffen: Joseph, Mirjam, Otniel, Asaph und Rahel.

Daniel war noch nicht geboren; das Dankfest für seine Geburt haben wir etwas später gemeinsam feiern können.

So entstand meine Verbindung zur Shalhevetjah-Gemeinde, die von Joseph geleitet wird. Nach ein paar Jahren wurde ich als Mitglied der Gemeinde getauft, wobei einige israelische und finnische Freunde anwesend waren, wie auch eine Vertreterin der Marienschwestern. Mein Glaube und meine Liebe konnten durch Predigten, durch den Bibelkreis und die Atmosphäre in der Gemeinde gestärkt werden. Als ich zum ersten Mal die ganze Bibel kennenlernte, hat mir der nahtlose Zusammenhang zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, zwischen der Botschaft der Propheten und der Apostel, einen tiefen Eindruck gemacht. Sie zeigte sich mir als eine heilige Einheit: Ich durfte nämlich als Jüdin, als eine Verwandte, eine Schwester Jesu, die Bibel aufschlagen und ihn sowohl in den Prophetenbüchern des Alten Testaments wie auf den Seiten des Neuen Testaments finden!

Als ich in dieser Zeit mit meiner besten Freundin Mirjam (Marianne) Adam korrespondierte, die ebenfalls aus dem KZ gerettet worden ist und jetzt in Berlin wohnt, konnte ich auch bei ihr in Bezug auf den Glauben eine allmähliche Veränderung feststellen. Auch sie hatte begonnen, in der Bibel zu lesen, wobei ihr während dieser Zeit eine besondere Erfahrung mit Gott geschenkt wurde, in der sie Jesus als den Messias erkannte. Schliesslich durfte ich sie dann 1988 zur Taufe in der Shalhevetjah-Gemeinde begleiten! So haben wir nun in Berlin ein Mitglied Be-Gola, d.h. in der Diaspora. Diese ganze Entwicklung war für mich eine grosse Ermutigung und ein Zeugnis von der Kraft des Wortes Gottes.

Aber diese Serie von Führungen und Überraschungen geht in meinem eigenen Wohnhaus weiter. Eines Tages habe ich eine Arztfamilie kennengelernt, die von der Sowjetunion übergesiedelt ist. Ich stellte fest, dass die Töchter besser Ivrith gelernt hat-

ten als ihre Eltern. Sie waren zwar schon gross, aber eines Morgens traf ich sie, wie sie noch in ihrem Nachthemd mit kleinen Kindern unsrer Nachbarschaft im Kindergarten spielten. So fragte ich sie, warum sie nicht mit Gleichaltrigen zur Schule gingen. Darauf erwiderten sie, dass ihre Eltern so beschäftigt seien mit Dingen der Einwanderung und Arbeit, dass sie keine Zeit hätten, sie zur Schule anzumelden. So habe ich sie am anderen Morgen mit einem Taxi zur nächsten Schule gebracht und in die betreffenden Klassen eingeschrieben. Die ganze Familie war dafür sehr dankbar, und die Töchter haben sich über den Schulbesuch gefreut.

Als ich an einem Shabbat gerade im Aufbruch war zum Gottesdienst in der Gemeinde, wollte mich die ältere Tochter begleiten, und ich willigte in ihre Bitte ein. Das Mädchen war von allem, was sie in der Gemeinde miterlebte, begeistert und schloss sich eng an die Tochter unseres Musikerehepaares Yaakov und Esther Horesch an. Die Nachricht, dass die Tochter unsere Gemeinde besucht hatte, sprach sich in unserem Haus herum, und eines Abends kam ganz aufgeregt vom oberen Stockwerk eine Frau, die Frau eines bekannten Politikers und Diplomaten, in meine Wohnung gestürzt. «Du bist schon älter», sagte sie, «und kannst alles mit deinem Leben machen, was dir gefällt, aber du hast kein Recht, dieses junge Leben unter christliche Einflüsse zu bringen. Wir sind Juden und wissen, was dieser ‚Yeshu‘ bedeutet. Diese armen Leute jedoch wissen nichts von Religion, nichts vom Judentum oder anderen Dingen.»

Das hat mir sehr weh getan, denn mit Jesus in meinem Herzen fühle ich mich als eine ganze Jüdin. So sprach ich mit Joseph Ben Zwi über diese Angelegenheit mit dem Ergebnis, dass ich versuchen sollte, die ganze Lage von Grund auf mit den Eltern des Mädchens zu klären. Ich sollte erzählen, dass wir zu einer Min-

derheit gehören, über die gestritten wird, und die, wie die Christen, an Jesus Christus glaubt. Und wenn man sich mit uns identifiziert, dann bedeute es, dass man Schwierigkeiten bekommt. Wir beschlossen auch, das Mädchen nicht mehr ohne Erlaubnis der Eltern in die Gemeinde mitzunehmen. In der Zwischenzeit hatte die Mutter des Mädchens so viel Ivrit gelernt, dass wir alles gut besprechen konnten. Ich versuchte ihr zu erklären, wie wir an Jesus Christus glauben, auch dass die Füchse und die Vögel unter dem Himmel ihre Nester haben, wir aber hier keinen Ruheplatz hätten. Darauf erwiderte sie ausdrücklich, dass es gerade dieser Glaube wäre, den sie eindeutig für sich und ihre Kinder haben möchte. So ermutigte ich sie, mit dem Pastor zu sprechen. «Was ist ein Pastor?» fragte sie. Man sieht also, dass wir diese Angelegenheit ziemlich von Grund auf angehen müssen.

Vorboten

Meine Enkelin Michal!

Gestern, am Freitagabend bei der traditionellen Familienmahlzeit, hast du dich mit einer ernsten Bitte an mich gewandt.

Dein Gesicht errötete und deine Augen glänzten: «Savta¹, ich möchte so sehr, dass du einmal deine Lagererinnerungen niederschreibst. Du weisst, diese ganze Geschichte, deine ‚Sipur‘!»². Das hebräische Wort «Sipur» passt für verschiedene Begriffe. Du hast es gar nicht schlecht gewählt.

«Du weisst ja, Savta, ‚danach‘ wird es mir niemand mehr erzählen können.» Du sagtest «danach». Du bist feinfühlig gewesen wie immer und hast recht gehabt.

Michal, ich war immer bemüht, deine Bitten sofort zu erfüllen – und diese änderten sich natürlich, je nach deinem Alter.

Es fing an mit: «Erzähle, Savta!», als du die Buchstaben noch nicht kanntest. Es ging auf Bestellung!

Um das Märchen «Barba-Aba» batest du mich, und es war für mich gar nicht so leicht, denn der eigenartige Akzent und Rhythmus der ungarischen Sprache waren sehr aus meinem Hebräischen herauszuhören, das ich im Ulpan³ gelernt hatte. Du warst aber zufrieden und schiefst in wenigen Minuten deinen Kinderschlaf mit einem friedlichen Lächeln.

Dann wolltest du Puppen und Spielzeug haben. Klar, dass du auch dieses bekamst. Danach batest du mich, auf der zauberhaften Rutsche unter der Veranda unserer Wohnung mitzurutschen. Ich

¹ Savta = Grossmutter

² Sipur = Erzählung

³ Ulpan = Sprachschule

rutschte und sprang über Zäune, und wir waren miteinander zufrieden.

Aber gestern Abend hast du mich um etwas zu Schweres gebeten. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass deine Bitte meine Fähigkeiten übersteigt. Du batest mich um ein «Märchen», das unsagbar schwere Schicksalsprüfungen enthalten sollte.

Diese Geschichte wird – falls ich fähig sein sollte, sie niederzuschreiben – über alle körperlichen und seelischen Leiden der qualvollen dreizehn Monate in der Verfolgung und im Vernichtungslager berichten. Ich weinte vor Kälte, vor Hunger, vor seelischen Erniedrigungen, bangte vor Todesangst, vor Hoffungslosigkeit.

Es war dort schwer, sich vorzustellen, dass das Leben noch weitergehen könnte in einer freien Welt. Und dass ich noch Enkelkinder haben werde – und solche, wie du und Ejal –, dies habe ich ganz bestimmt nicht mehr zu hoffen gewagt. Denn dort, in Auschwitz, haben sie uns alles geraubt: unsere Namen, unsere Identität, unsere Sehnsüchte, unsere Träume. Sie haben uns um unser menschliches Wesen gebracht.

Aber ich will jetzt deine Bitte erfüllen und auch dadurch unserem Gott, dem fürsorgenden Vater, dafür danken, dass er seine Schutzengel neben mich gestellt hat, damit sie in den schrecklichsten Minuten auf mich aufpassen und mich aus dem Feuer der Hölle herausholen.

Jetzt, da ich mit meiner Geschichte, mit diesem Bericht der Schrecknisse, beginne, bitte ich wieder den Allmächtigen, dir seelische Kraft und Geduld zu schenken, die Geschichte, um die du mich gebeten hast, zu Ende lesen zu können.

Also, liebe Michal:

Im Jahre 1943 war ich Hörerin an der Universität Bolyai zu Kolozsvár (Klausenburg). Die Stadt war zu dieser Zeit das grösste Kulturzentrum, die grösste Universitätsstadt in Siebenbürgen.

Die Spannung in der politischen Atmosphäre wurde bereits damals fühlbar. Die deutsche Besatzung in Siebenbürgen dauerte nun schon ungefähr drei Jahre. Der Hass gegen die jüdischen Universitätshörer begann konkrete Formen anzunehmen. Die Rassen-theorie hat das Ihre getan. Sie drang ein in die Korridore, in die Seminare, in die Mensa und sogar in die Hörsäle.

Obwohl es vorauszusehen war, dass meine Exmatrikulierung in Kürze erfolgen würde, habe ich den Kampf bis zur letzten Minute nicht aufgegeben, aus reinem Wissensdurst.

Diese letzte Minute brachte für mich eine schwere Beleidigung mit Körperverletzung. Von einem der Anführer solcher antisemitischer Gruppen erhielt ich im Treppenhaus einen Schlag auf den Kopf. Trotzdem ging ich in das Seminar, um eine schriftliche Arbeit zu beenden.

Unter den Studenten sass ein anderer Hauptanführer der Bewegung. Er hat es zunächst nicht gewagt, mich anzutasten. Er hat sich geschämt, denn ich hatte ihm bei der Korrektur seiner schriftlichen Arbeit eine Woche zuvor geholfen. So hat er mich nur gefragt, warum ich so eigensinnig sei und warum ich die «Zeichen der Zeit» nicht verstehen wolle.

Meine spontane Antwort entsprach den Tatsachen: «Ich möchte aushalten, weil eine Familientradition für mich Verbindlichkeit bedeutet: Meine Eltern und meine beiden Grossväter waren Ärzte, also Akademiker. Ich wurde zwar durch den numerus clausus als Jüdin daran gehindert, Ärztin zu werden. In der Philologie gab es jedoch noch Platz für mich...»

Dann aber setzte er sich über sein Schamgefühl hinweg und versetzte mir einen furchtbaren Schlag auf den Kopf. Schluchzend wankte ich die Treppe hinunter; allerdings nicht wegen der physischen Schmerzen, sondern es tat mir weh, die geliebten Bibliotheken, die Vorlesungen und meine bereits so schön angelau-fene Arbeit zu verlassen.

Ich habe damals noch nicht ahnen können, dass dies nur der Anfang und nur eine schwache Dosis der Schrecken war, die noch auf uns warteten. Ich fuhr nach Hause, nach Szekelyudvarhely, meine Geburtsstadt mit etwa 20'000 Einwohnern. Die Zahl der jüdischen Bewohner betrug 300-350.

Meine Eltern waren sehr beschäftigt: Aus einem gelben Stoff schneiderten und nähten sie Davidsterne. Ich verstand nicht so recht, warum und wozu dies sei. Sie erklärten es mir langsam und vorsichtig: Am gleichen Tag sei die Verordnung mit Gesetzeskraft erlassen worden, dass alle Juden ab sofort nur mit einem gut sichtbar an die Kleidung gesteckten gelben Stern auf die Strasse gehen dürften.

Bei meinem ersten Ausgang mit dem gelben Stern begleitete mich mein Vater bis zum Stadtzentrum, also bis zum Marktplatz, um das mir bevorstehende Trauma zu mildern. Er sang leise Opernarien vor sich hin und legte seinen Arm um meine Schultern. Unsere Bekannten grüssten uns – je nach Einstellung und Charakter – ganz anders als früher und in der unterschiedlichsten Weise: eingebildet, spöttisch, verschämt, bedauernd oder ermutigend... Dieser gelbe Stern, er war Realität.

Wir haben ihn allerdings nicht lange tragen müssen: In der Deportation wurden uns alle Kleidungsstücke abgenommen! Unterwegs trafen wir Familienväter, deren Hausarzt mein Vater war. Ernst und schweren Herzens erfüllten sie gleich die neue Gesetzesverordnung: Sie bezahlten ihre Schulden bei meinem Vater. Denn es war verboten, die Dienste eines jüdischen Arztes noch in Anspruch zu nehmen. Plötzlich begann sich der Marktplatz mit mir zu drehen – ich wurde ohnmächtig! Meinen Vater erschreckte das nicht weiter, denn er sah darin nur eine ganz natürliche Reaktion auf dieses Geschehen.

An diesem Tag wussten wir zumindest noch, wohin wir gehen

konnten; wir hatten noch ein Heim, das uns das Gefühl einer gewissen Sicherheit verlieh. Einige Tage später erschienen Warnplakate: Bürger, die Juden Hilfe leisten oder irgendein Zeichen der Solidarität zeigen, werden ihr Schicksal mit ihnen teilen müssen. Welches Schicksal? Wir wussten es noch nicht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu hoffen.

Transport und Ghetto

Wir hatten keine Zeit, über die Ereignisse nachzudenken. Binnen drei Wochen wurden wir ausquartiert. Die deutsche Kommandantur liess dies von den ungarischen Soldaten erledigen. In der uns zugewiesenen Wohnung hielten wir uns nicht lange auf. Währenddessen wurde meinen Eltern die Ausübung der ärztlichen Praxis untersagt. Ihre Rezepte wurden in den Apotheken nicht mehr angenommen. Sie wurden von der Ärztekammer ausgeschlossen.

Die Menschen begannen über ein Ghetto zu munkeln. An diese Zeit kann ich mich sehr lebhaft erinnern. Es erschien uns das alles unfassbar. Aber eines Tages erwachte ich mitten in der Nacht durch ein lautes Geräusch: Es wurde kräftig gegen die Haustür geschlagen. Es waren bewaffnete ungarische Gendarmen. Mit dem Gewehrkolben drohend, gaben sie uns den Befehl, innerhalb von einer halben Stunde das Notwendigste zusammenzupacken und die Wohnung zu verlassen ...

Wohin würde man uns bringen – und für wie lange? – Wir wussten es nicht. In unserer Panikstimmung kam uns jedes Stück wichtig, ja unentbehrlich vor.

In meiner totalen Verstörtheit erschien mir jetzt das wichtigste und notwendigste Stück ausgerechnet die «Divina Comedia» von Dante Allighieri. Denn mit der Analyse dieses Stückes beschäftigten wir uns gerade im italienischen Seminar, als ich von dort hinausgeohrfeigt wurde. Nicht viel später hat mir ein Gendarm an der ungarischen Grenze unter anderem auch diesen letzten Schatz aus der Hand gerissen und zwischen die Schienen geworfen. Und wie hat er recht gehabt!

Ich habe dieses Buch nie wieder gebraucht. Ich kam zwischen

die Stacheldrähte von Auschwitz. Dies war selbst das Inferno.

Die ungarischen Gendarmen luden alles Gepäck auf einen Lastwagen und transportierten es bis zum Lehrerinnenbildungsinstitut. Wie gut kannte ich diesen Ort. Wie gern hatte ich ihn. Hier habe ich ein Jahr lang studiert.

Wir wurden zusammen mit unseren Schicksalsgenossen in den Turnsaal gebracht, wo wir unter sehr schwierigen Verhältnissen die Nacht verbrachten. Am anderen Morgen durften wir uns auf dem Hof die Zähne putzen.

Danach mussten wir uns zum Appell aufstellen. Damit fing für uns der Wahnsinn der Appelle, des dauernden Anstellens, an. Das Weinen der Kinder, der laute Protest der Erwachsenen, das kraftlose Wehklagen der Alten; das alles lebt noch heute in mir.

Uns war es nun klar geworden: Sie würden uns aus der Stadt hinaus in ein Ghetto treiben.

Eine lange Reihe von Lastwagen wartete vor dem Schuleingang. Wir wurden auf dem Hof der Ziegelfabrik in Vasarhely unter Gottes freiem Himmel abgeladen, und es wurde Abend. Es war eine schöne sternklare Mainacht. Nun kam es auf die persönliche Reaktionsfähigkeit und manuelle Geschicklichkeit jedes Einzelnen an, was für ein «Zelt» er sich und seiner Familie bauen konnte, um sich notdürftig abzuschirmen. Bis spät in die Nacht füllte sich das Ghetto mit den Juden aus der ganzen Umgegend. Wir hatten schliesslich eine richtige Gasse zwischen den «Zelten» gemacht; und es wurde bereits Kaffee aus dem Mitgebrachten gekocht.

Früh am Morgen liess man uns wieder zum Appell antreten. In Siebenbürgen gibt es selten eine derartige Hitze, wie wir sie in dieser Zeit hatten. Stundenlang hat sie uns gequält, während wir dort stehen mussten. Viele sind umgefallen oder vor Müdigkeit und Aufregung krank geworden; aber wir haben uns arrangiert.

Unsere Ärzte und Krankenpfleger versuchten, unter den beengten und schwierigen Umständen die Leiden zu lindern. Wir – einige Lehrer und Studenten – sammelten die Kinder zusammen und beschäftigten sie.

Ich versuchte, die Mitglieder meiner kleinen Gruppe zu ermutigen, sie zum Lachen zu bringen, ihren Verstand, ihre Gedanken abzulenken, und inzwischen vergass ich, dass ich genauso litt wie sie.

Männer unter 60 Jahren waren übrigens nicht mehr dabei. Man hatte sie zur Zwangsarbeit in die Ukraine gebracht.

Am Ghettozaun erschienen von Zeit zu Zeit gerechte und mutige Menschen. Das waren für uns seltene Zeichen des Mitgefühls. Sie haben uns Lebensmittelpäckchen mit einigen ermutigenden Zeilen herübergeworfen. Das waren Heldentaten, mit denen sie ihr Leben gefährdeten. Die treue Tante Ilona Bahk, «Nannyo», kam auch. Du hast von ihr gehört, Michal. Sie hat meine Kindheit und Jugend mit ihren Augen und mit ihrem Herzen begleitet und beschützt. Sie hat uns feine Sachen gekocht und gebacken. Und in jedes Essen hat sie ihr Herz gelegt. Sie war auch diejenige, die in der Haustür stand, als wir nach Hause kamen und sagte: «Ich hab's gewusst; ich träumte es!» Sie brachte in das Ghetto weiches, frisches Brot. So war ihr Herz! Ihr Andenken sei gesegnet. Ihre Liebe vermochte alle grausamen Dämme zu durchbrechen.

Wir hatten ja nun unser Heim, unsere Sicherheit schon verloren; wir waren vertrieben, verlassen, allem Bösen ausgeliefert. Dass es noch eine schwerere Lage geben könnte als die jetzige, konnten wir uns einfach nicht vorstellen. Und auch das war für uns unvorstellbar: dass noch einige aus einer solchen Lage mit dem Leben davonkommen könnten.

Das Ghettoleben dauerte zwei Wochen. Für diese Zeit war die Synagoge als Lazarett eingerichtet. Dorthin wurden die Kranken,

Alten und Gebrechlichen transportiert. Dort tat auch mein Vater, dein Urgrossvater, meine liebe Michal, Dienst.

Mehrere Menschen versuchten dort im Lazarett, Selbstmord zu begehen. In einigen Fällen gelang es, ihre geöffneten Adern zu verbinden, damit der bereits hier gewünschte Tod erst am Bestimmungsort erfolgen könne. Diejenigen, die ihr Vorhaben mit Erfolg ausführen konnten, haben der furchtbaren Zeit des Holocaust bereits dort ein Ende gesetzt.

Meinen Vater sah ich im Ghetto das letzte Mal. Erst einige Wochen nach unserer Ankunft in Auschwitz erfuhren wir durch eine «drahtlose Übermittlung» die fürchterlichen Details über ihn: Eine Krankenschwester, die mit ihm im Synagogenkrankenhaus zusammengearbeitet hatte, verständigte uns. Das Krankenhaus wurde mit den Kranken und dem Personal gesondert abtransportiert. Im Waggon begriff mein Vater schon einigermaßen die Lage und ermutigte die Menschen dazu, sich zu bemühen, beim Aussteigen möglichst gut auszusehen. Er selbst hatte sich rasiert und seinen Anzug glattgestrichen. Für mehr reichte seine Vorahnung nicht. Denn als der die Selektion durchführende Militärarzt nach seinem Befinden fragte, gab er zur Antwort, dass er müde sei. Daraufhin wurde er nach links verwiesen, in Richtung eines Lastwagens, der ihn – wie sie sagten – in den «Schonblock» fahren werde. Dies bedeutete praktisch die Gaskammer!

Aber ich steige jetzt, meine Michal, zusammen mit deiner Urgrossmutter und 84 Menschen auf der leeren Bahnstation von Vasarhely in einen der Viehwagen einer riesengrossen Waggonreihe ein.

Der Weg bis zur Bahnstation war bereits ein schlimmes Erlebnis. Die Fensterläden waren überall geschlossen, die Strassen vollständig leer. Man hörte nur die Menschenmassen des Ghettos und das Klappern ihrer Schuhe auf dem Gehsteig.

Vieh hätte bestimmt unterwegs Wasser bekommen; wir aber bekamen es nicht. Die riesigen Eisentüren des Waggons wurden verschlossen. Es blieb kaum eine Lücke von einigen Zentimetern übrig. Durch diese Lücke mussten 84. Menschen Luft bekommen!

Und wir sahen vier Tage und drei Nächte den freien Himmel Gottes nicht. Dass wir unsere Notdurft nur drinnen verrichten durften, machte die Lage unerträglich.

Es gab Menschen, die ihre Goldkronen aus ihrem Mund herausrissen, um diese den Gendarmen für Wasser anzubieten. Einige wurden buchstäblich verrückt. Neben mir war eine Frau im mittleren Alter. Sie bekam innerhalb einer Nacht weisse Haare.

Die Erinnerung an zwei Mädchen – Zwillinge – lässt mich immer noch nicht los: Am zweiten Morgen unserer Fahrt im Viehwagen nahm ich sie auf den Schoss und kletterte mit ihnen zu der schmalen Öffnung des Waggons, damit meine kleinen Reisegefährtinnen etwas Luft bekämen. Sie waren sechs Jahre alt, schön, gesund und sehr klug. Sie haben mich pausenlos mit ihren Fragen bombardiert. Fragen, auf die ich nicht habe antworten können. Ich sagte deshalb grosse und schöne Sachen und war glücklich, als auf ihren Gesichtern das Lächeln einer schwachen Beruhigung erschien. Sie waren die Töchter von Dr. Berner. Ihren Vater traf ich später in Jerusalem. Aber die Mädchen sind im Rauch aufgegangen. Sie erstickten innerhalb weniger Minuten!

Ihre Körperwärme fühlte ich auf meinem Schoss – ich fühle sie noch heute, damit ich mich an diese Barbarei ohnegleichen in der Geschichte erinnern kann. Als ihr – du und Ejal – sechs Jahre alt wurdet, schmerzte tief in mir die Erinnerung an diese beiden Mädchen, und der Wert eures Lebens wuchs für mich umso mehr.

Die Hölle

Schliesslich trafen wir am vierten Morgen unserer Fahrt mit vielen, sehr schwach gewordenen Menschen und zahlreichen Toten in unserem Bestimmungsort ein.

Von der Minute unserer Ankunft in Auschwitz an war mir deine Urgrossmutter eine solche Hilfe, wie sie in dieser Lage menschlich unvorstellbar ist. Ihre Worte waren liebevoll und voller Hoffnung. Ihre Gelassenheit und Selbstdisziplin haben sie kaum jemals verlassen, von ein oder zwei Ausnahmen abgesehen.

Wir hielten einander die Hand, als wir vor einen gertenschlanken Offizier von hohem Rang treten mussten... Schon vorher hörten wir aus den Tonfetzen des Lautsprechers heraus, dass Mütter sich von ihren Kindern trennen müssten, weil diese gesondert in Kinderheimen untergebracht würden, wo sie sorgsame Pflege erhalten sollten. Mütter, die ihre Kleinen nicht verlassen wollten – und natürlich waren sie in der Mehrzahl –, mussten nach links gehen... in Richtung der Gaskammer!

Es stellte sich jedoch nachher an Ort und Stelle heraus, dass ohnehin keine einzige Mutter mit Kind in das Lager hineingelassen wurde. Die älteren Menschen, etwa ab 35 Jahren, mussten nach links gehen. Das Stäbchen in der Hand des leise vor sich hin singenden Offiziers zeigte jeder aus dem Waggon aussteigenden Gruppe die Richtung. Mit diesem Stäbchen – du kannst es dir wie einen Dirigentenstab vorstellen – hat er unseren Körper berührt, da es ihm, dem Angehörigen der übergeordneten Rasse, verboten war, einen Juden mit blosser Hand zu berühren!

Er wandte sich an meine Mutter und fragte, auf mich zeigend: «Wer ist das für dich?» – «Meine Schwester», log jetzt meine

Mutter, die nie gelogen hatte. Sie wusste nicht, dass sie dadurch ihr Leben – und durch unser Zusammenbleiben unser Leben – gerettet hatte. Der Offizier stiess uns unsanft mit seinem Stab an und sagte: «Nach rechts gehen!» Nachdem wir einige Meter gegangen waren, standen wir vor einem riesigen Tor mit der Aufschrift: «Arbeit macht frei!»

Nicht viel fragen, nicht denken, waren die Hinweise deiner Urgrossmutter in diesem Moment. Ausserdem mussten wir auf unseren Weg sehr achten, um uns nicht zu verlieren.

Ich sagte dir schon, Michal, dass uns die Bedeutung des Wortes «Selektion» erst sehr viel später klar wurde. Es ist das Wort, dessen Gebrauch dein Vater in eurer Familie endgültig untersagt hat. Du erinnerst dich vielleicht noch: Als in deiner Tanzgruppe die Geeigneten ausgewählt wurden und ich dich fragte, ob du nach der Selektion dabeigeblichen seist, lautete deine Antwort, ich solle dieses Wort nie wieder aussprechen, sonst würde Vater böse werden.

Aber du siehst, wir, deine Grossmutter und deine Urgrossmutter, haben die Selektion überstanden und sind Hand in Hand in die von Dante beschriebene Hölle eingetreten, während wir dabei die Aufschrift am Eingangstor lasen.

Jetzt, während ich für dich die gewünschte Geschichte schreibe, muss ich daran denken, dass das ein sehr schöner und wahrer Spruch ist. Aber die Arbeit, welche die Naziführer da drinnen mit fehlerloser Präzision organisiert haben, befreit sie nicht von ihrer schweren Sünde.

Wir betraten also das Lager. Auch in diesen Momenten gab es manche, die ohnmächtig wurden. Wir waren müde, total erschöpft, durstig und hungrig. Wir hatten noch immer keine Möglichkeit, uns zu waschen, auszuruhen, etwas zu essen oder zu schlafen.

Nach über einer Stunde Wartezeit führten sie uns einzeln in eine Duschkabine. Das Wasser war heiss. Hinterher mussten wir

nackt unter freiem Himmel auf unsere Kameradinnen warten. Und noch in nacktem Zustand wurden wir in ein kleines Zimmer zum Friseur geschickt. Er hat uns alle Haare am ganzen Körper abrasiert. Damit hatten wir jedes äussere Zeichen unserer Identität verloren. Wir hatten nichts mehr und waren ein Niemand. In unserem Innern blieb jedoch unser Ich erhalten, mit dem wir zu widerstehen versuchten. Dort in diesen Minuten bot sich uns eine tragische Situation: Viele konnten nur bis hierher durchhalten.

Ich bitte dich, Michal, halte eine Minute inne, damit wir gemeinsam deiner Urgrossmutter gedenken können, jener Frau, die damals in der Lage war, unseren Willen zu stärken, als uns unsere Beine nicht mehr tragen konnten; die uns damals die Hoffnung geben konnte, am Leben zu bleiben. Das Gedenken an sie möge auch für dich segensreich sein!

Es war der vierte Tag, seitdem wir das Ghetto in Vasarhely verlassen hatten. Gegen Abend gab man uns einen Platz im «Block». Die Blöcke waren ganz primitive Holzbaracken, «eingrichtet» mit vier bis fünf Holzböden übereinander, die als Pritschen dienten. Auf diese Weise konnte ein Block mit 80-90 Menschen vollgestopft werden. Wir bekamen in der zweiten «Etag» einen Platz. Nicht für die ganze Körperbreite reichte er, nein, nur halbseitig. So lagen wir auf einer blossen Holzpritsche zu 30 Menschen auf der Seite! Um unsere Kameradinnen nicht zu stören, erfanden wir ein Patent: Wir zählten bis drei – wobei alle mitteleuropäischen Sprachen ausprobiert wurden, denn mit unseren Landsleuten waren wir nicht mehr zusammen –, um uns gleichzeitig zu drehen.

Irgendwann in einer Nacht, als ich während meiner Studienferien zu Hause war, träumte ich Folgendes:

Ich war mit meiner Mutter zusammen unter vielen Frauen, alle mit kahlgeschorenem Kopf, auf einer Holzpritsche. Dieser Alp-

traum fiel mir nun wieder ein; und ich bin froh, dass ich ihn damals meiner Mutter erzählt habe. Sie sagte aber nur, ich solle den Traum vergessen und nicht mehr daran denken, weil das nur meine Widerstandskraft schwächen könnte.

Es war schon tiefste Dunkelheit, als zwei Essensträger mit einem riesigen Kessel erschienen. Es gab Abendessen: eine geschmacklose Flüssigkeit mit ungeschältem Gemüse. Man gab uns auch ein Stück Brot mit der strengen Warnung, davon ein Stück zum Frühstück zurückzubehalten. In einem zweiten Kessel war eine kaffeefarbene Flüssigkeit, auch ohne Geschmack und ohne Zucker. Nach diesem «Festmahl» wurde das Licht, eine schwache Glühbirne, ausgeschaltet. In der Dunkelheit ertönte der strenge Befehl: «Kein Wort mehr!» Diese Anordnung kam von der Blockältesten, der sogenannten Kapo. Unsere war eine Polin. Später erfuhren wir, dass sie schon seit drei Jahren im Lager war. Sie hatte eine tiefe Männerstimme und dichtes Haar um den Mund. Den Grund dafür erfuhren wir auch bald: Es war das Brom, das man uns in die Suppe tat, um stärkere Aggressionen zu verhindern. Das Brom wirkte auf diese Weise auf die weiblichen Hormone. Mit diesen äusseren Veränderungen verlor unsere Kapo gleichzeitig jede seelische Feinfühligkeit, Empfindlichkeit oder Zärtlichkeit.

Heute kann ich ihren fürchterlichen Zustand besser verstehen, aber in jenen Tagen hasste ich sie, weil sie gnadenlose Befehle erteilte oder uns erzählte, dass dieser sonderbare Rauch von den verbrannten Knochen unserer Angehörigen ausgehe.

Dies war für uns absolut unglaublich, denn damals wussten wir noch nichts von der Existenz der Gaskammern. Wir wussten nichts davon, dass dort Millionen unschuldiger Opfer getötet wurden. Aber unsere Kapo wusste dies seit Jahren! Wie hat sie mit diesem Wissen leben können? Ich hatte darauf keine Antwort.

Heute weiss ich es besser: Sie bekam so etwas wie eine **physische und psychische Schutzimpfung** durch die vielen furchtbaren Erlebnisse und wurde so immun gegen sie.

Durch dieses seelische Abstumpfen wurden einige Kapos zu Taten veranlasst, für die ihnen nach der Befreiung gerichtliche Strafen auferlegt wurden. Wir haben aber auch gehört, dass es Kapos gab, die Häftlingen das Leben retteten. Allerdings haben wir das nicht erlebt.

Für uns kam das Ende des Lageraufenthaltes schneller, so dass wir diese dramatischen Veränderungen nicht durchmachen mussten.

Unser Tagesablauf spielte sich ungefähr folgendermassen ab: Wecken mit dem Ruf: «Aufstehen!» Es war meist noch dunkel. Schnell musste die Schlafstelle geordnet werden: Die Decken mussten wie in der Kaserne zurechtgelegt werden; dann, ohne uns zu waschen, mussten wir unsere Lumpen anziehen. Für Waschelegenheit hatte jeder selbst zu sorgen. Wir beide taten es in der Nacht, wobei wir uns jedesmal zum Waschbecken durchschlagen mussten. Wir wuschen uns mit kaltem Wasser ohne Seife.

Dann folgte der Appell. Man kann sich heute nur noch schwer vorstellen, dass ein Mensch unter solchen Umständen überhaupt leben kann. Die Kapo zählte uns, und mit einigen derben «Los, los»-Schreien schob sie uns aus dem Block. Am Lagerplatz erfolgte nach einer Wartezeit von mehreren Stunden das Durchzählen sämtlicher Blockbewohner. Das war der berüchtigte Zählappell.

Man konnte sich vorstellen, dass dies für die Kapos eine grosse Verantwortung bedeutete. Sie waren grösstenteils Polinnen oder Slowakinnen.

Der stundenlang andauernde Appell war unabhängig von der Witterung: eine Hitze von 30 bis 35 Grad oder Kälte bis minus

38 Grad bei schneidendem, den ganzen Körper erfassendem Wind, den wir zähneklappernd ertragen mussten. Es war alles einerlei.

Der Zählappell diente auch dem Zweck, unseren körperlichen Zustand zu kontrollieren. Die Menschen schrumpften allmählich zusammen. Diejenigen, die nur noch Haut und Knochen waren, nannten sie «Muselman». Man hat sie hinausgeworfen, und wir wussten schon, wohin man sie treiben würde!

Auch die elfjährige René Gold wurde zum «Muselman». Sie überschritt auf Grund irgendeines Organisationsfehlers die Schwelle des schicksalhaften Tores. Sie erlebte himmlische Gnade im teuflischen Feuer. Einen ähnlichen Fall kannte die sogenannte Lagergeschichte nicht: Man brachte sie schon in Richtung Krematorium, als sie von ihren Schwestern Esther und Ida im letzten Augenblick wie durch ein Wunder zurückgeholt werden konnte. So waren sie die Werkzeuge für die Schutzengel des Kindes.

Die drei sind nun auch schon Grossmütter. Darüber freue ich mich genauso wie über mein eigenes Grossmutterdasein. Unsere seltenen persönlichen Zusammenkünfte und Telefongespräche sind mir jedesmal eine besondere Freude.

Vor dem Muselman-Zustand, der gleichbedeutend war mit dem Tod, fürchteten wir uns so sehr, dass wir alles Denkbare dagegen unternahmen: Wir klatschten unser Gesicht, um rotbäckig auszu-sehen, und wir schluckten auch ungeniessbare Bissen hinunter. Manche stopften sich die Kleider aus. Auch führten wir jedesmal einen Kampf um die ersehnte dickere Flüssigkeit am Boden des Essenskübels... Versuche nicht, Michal, in Gedanken zu wiegen, wieviel Kilo Dreck deine Grossmutter in diesen knapp acht Monaten geschluckt hat. Vielleicht war es gut, dass auch diese Brühen Brom enthielten.

Eines Morgens wurden wir beide während des Appells bei der

Zählung von aussergewöhnlicher Unruhe und von Todesangst befallen: Durch eine Unaufmerksamkeit der Kontrolleure befand sich plötzlich eine Frau unter uns, die hochschwanger war. Das war eine schwerwiegende Gesetzwidrigkeit.

Die Unglückselige stand einige Reihen vor uns. Wir konnten sie gut sehen. Meine Mutter stellte sich immer vor mich. Sie hatte dafür einen guten Grund: Sie wollte alles vor mir erleben, damit sie sich zu mir wenden und mich vorbereiten könne. Mit ihrem geschärften Blick bemerkte sie, dass die Geburtswehen bereits eingesetzt hatten. Jetzt vergass sie alles, die Umstände, die Lebensgefahr und lief hin, um zu helfen. Als ich das erkannte, stand sie schon neben der Frau. Da bekam sie von dem SS-Offizier einen so starken Schlag auf den Kopf, dass sie ohnmächtig wurde. Als sie schliesslich auf ihren Platz zurückwankte, konnte ich noch froh sein, dass sie nicht zusammen mit der Gebärenden und ihrem blutigen Päckchen auch «dorthin» gebracht wurde.

Als der Zählappell abgeblasen wurde, machte ich ihr bittere Vorwürfe. Während sie mich um Verzeihung bat, gab sie mir klar zu verstehen, dass sie, als sie Ärztin wurde, den Ärzteschwur, immer und überall zu helfen, ernst genommen hätte. In diesem Fall wollte sie nur die Nabelschnur abschneiden. Sie hatte allerdings vergessen, dass sie mit blossen Händen hinlief. Deine Urgrossmutter wollte helfen, auch hier und jetzt!

Der Morgen war immer am grausamsten, weil wir in die Wirklichkeit erwachen mussten: sich beeilen, Ordnung machen und dann die Angst vor dem heutigen Tag. Mit jedem neuen Morgen wuchs unser seelisches Elend. Wo ist unser Heim? Wo sind unsere Lieben? Die Wirklichkeit wurde uns immer bewusster, die Möglichkeit zu überleben immer unwahrscheinlicher. Unsere kör-

perlichen Qualen wurden immer grösser: aufgeriebene Füsse, Wunden überall am Körper.

Und dann begann uns ein tierischer Hunger zu beherrschen, und wir sprachen nur noch von gedeckten Tischen, von den feinsten Speisen, von unseren Leibgerichten. Wenn wir in der Nacht hinausgeschlichen, um uns zu waschen, hörten wir das Geräusch der sich bewegenden Kiefer: Unsere Schicksalsgenossinnen assen ihre Leibgerichte im Traum.

Wir durchschritten damals das Tor der Hölle im Monat Mai 1944. Am Geburtstag meiner Mutter – es war der 31. Mai – kamen wir im Vernichtungslager Auschwitz an. Es folgten warme, später heisse Tage. Ich meine mich aber zu erinnern, dass der Himmel immer grau war. Die Hitze war beim Zählappell besonders schwer zu ertragen. Einige unserer Schicksalsgenossinnen sind am Sonnenstich gestorben, während sie dort standen. An die Ausdünstungen der schwitzenden Körper hatten wir uns gewöhnt. Wir sprachen nur wenig miteinander und nur das Notwendigste.

Später wussten wir nicht mehr genau, welche Jahreszeit oder gar welches Datum wir hatten. Wir spürten nur, dass wir morgens mehr und mehr froren, erhielten jedoch weder eine zweite Decke noch wärmere Kleidung.

Mit der Zeit haben dann die Stärkeren und inzwischen Verrohten die Schwachen und noch immer Sanften ausgebeutet. Die Ellenbogen wurden immer spitzer; der Selbsterhaltungstrieb nahm unmenschliche Formen an. Solche Ellenbogen-Menschen ergatteten die leichtere Arbeit, fanden das grössere Stück Brot. Soweit ich das beurteilen konnte, haben sie aber trotzdem nicht in jedem Fall das Lager überlebt.

Ein neuer Morgen brachte uns neue Fürchterlichkeiten: Sie holten die Ärzte aus allen Blöcken und betrauten sie mit einer Sonderaufgabe. Ich stand neben meiner Mutter, und mein ganzes Inneres zitterte: Jetzt werden wir voneinander getrennt! Nein,

auch jetzt nicht, Michal! Sie hatte den Auftrag erhalten, jeden Morgen die Bewohner ihres Blocks zu untersuchen und die Schwangeren sowie diejenigen der Kapo zu melden, an deren Haut sie den geringsten Ausschlag bemerkte.

Falls sie ihrer Aufgabe nicht nachkäme, so lautete die grobe, spöttische Drohung, werde sie «an den Bestimmungsort» gebracht. Soweit erniedrigten sie die ärztliche Berufung. Diese Aufgabe erteilte ihr übrigens der «Todesengel» Dr. Mengele höchstpersönlich, und die obige Drohung kam auch aus seinem Mund.

Von dieser Zeit an geschah es jeden Morgen (diese schrecklichen Morgen!), dass der diensthabende SS-Offizier oder gar der Chef, während er pfeifend den Block betrat, stets den Arzt fragte: «Was gibt's Neues im Affengitter?»

Da war eine schöne, junge, bereits hochschwängere Frau im Block. Wir hatten einstimmig beschlossen, sie hinter dem Stroh, das wir auf dem Fussboden des Blocks entdeckt hatten, zu verstecken. Ich bat sie, sich möglichst klein zusammenzurollen, weil das Stroh, mit dem ich sie zudecken wollte, für den ganzen Körper nicht ausreichte. Dann wäre sie nicht zu sehen gewesen. Ich begann mit der Arbeit. Die Sache war dringend, denn sonst hätte sie auch zum Zählappell hinausmüssen; und wenn nicht heute, dann würden sie morgen ihre «Sünde» entdecken. Während ich fieberhaft arbeitete, stiess mich ein hoher SS-Offizier mit seinem Stock von hinten an. Ich erkannte den Apotheker Capesius aus Segesvar, dem Geburtsort meiner Mutter. Er machte seinerzeit Reklame für die Bayer-Erzeugnisse. Als ich noch ein kleines Mädchen war, besuchte er oft die Arztpraxis meiner Eltern. Mir überreichte er immer mit einem überfreundlichen Gesicht einen Bleistift oder einen Notizblock. Ich war in der Klasse sehr stolz auf meinen Bayer-Block.

Jetzt aber schob er mich hinaus und warf mit seinem Stock das Stroh von der Schwangeren herunter... Die ihr «Glück» erwartende Mitgefängene haben wir nie wieder gesehen!

Ein Gedicht meiner Mutter, geschrieben am 19. August 1946:

Im Lager
Gefängnis ... wie ein Hirngespinnst.
Hundert Fesseln an Leib und Seele,
Häftlinge, gequält in Fetzen ...
Schlaflose Nächte – die Kraft zu Ende.

Nur ein Gedanke martert uns:
Das ist schon der Tod.
Was kann uns der Morgen bringen,
Wenn wir noch nicht sterben.

Im Bretterbett, am feuchten Boden
Träumten wir von Brot...
Konnten wir einst Menschen sein?
Hatten wir ein Heim?

Wenn doch ein gütig Traumgebilde
Dein teures Lieb' Dir brachte her,
So weckte schrecklich Dich die Wahrheit
Und brüllte laut: «.. .Appell!»

Wir standen schluchzend, tränenlos
In Frost oder in Hitze.
Es war oft Strafe angezeigt:
Das ganze Lager – kniete.

Frag nicht, wie war's,
Frag nicht, warum,
Wie konnte dies geschehen?
Mit Hoffnung in die Zukunft gehen,
In allen Menschen Mensch zu sehen!

Zeugenstand

Über diesen Fall haben wir als Zeugen 1964 in Frankfurt während des Auschwitz-Prozesses ausgesagt – mit einem Mikrofon in der Hand, mit Hilfe von Beruhigungsmitteln, vor einer grossen Zuhörerschaft, unter ihnen Soziologen, Jura- und andere Studenten. So erhielten sie von lebendigen Zeugen ihre «Vorlesung».

Es fiel uns sehr schwer, uns unter den Menschen im feindlichen Land zu bewegen. Jeder Stein hat uns zum Weinen gebracht, und jedes Wort hat uns verletzt. Wir waren schwer gebrannte Kinder.

Michal, meine liebe Michal, solange es Leben gibt, gibt es auch Hoffnung, gibt es auch Gnade. Wenn ich es dir sage, kannst du es glauben.

Die Frauen der ehemaligen deutschen Widerstandsbewegung hatten unseren Empfang am Flughafen in Frankfurt organisiert. Gleich nach unserer Landung wurden wir herzlich umarmt. Es waren die Arme von Emmi Bonhoeffer, wie bereits im Vorwort geschildert.

Damals im Gerichtssaal wurde ich über eine Stunde verhört; meine Mutter sogar zwei Stunden lang. Emmi und einige Marienschwestern von «Kanaan» waren anwesend. Für uns war es eine grosse Ermutigung, sie dort zu sehen, weil das Benehmen von Rechtsanwalt Laternser, der Capesius verteidigte, uns gegenüber sehr beleidigend war. Er hat uns mit irreführenden und verwirrenden Fragen überhäuft. Als er sich nach meiner eintätowierten Nummer erkundigte und ich diese nicht mehr auswendig wusste, sah er mich mit spöttischem Ekel an. Am nächsten Tag berichtete die Frankfurter Allgemeine dann auch noch, ich sei theatralisch gewesen.

Sofort hat eine der Marienschwestern auf den Artikel geant-

wortet und voll Wärme und Menschlichkeit die seelische Verfassung erklärt, aus der heraus ich mich innerlich dieser Nummer widersetzte und sie nicht mehr kennen wollte: Sie war das äussere Zeichen für meine totale Erniedrigung, meine Zerstörung als menschliches Individuum. Die Schwester brachte in dem Artikel ihren Schmerz darüber zum Ausdruck, dass sich seit damals offensichtlich nicht viel geändert habe, wenn sich die Zeugen im Nachkriegsdeutschland weiterhin auf feindlichem Boden fühlen müssten.

Zwar brachte dieser Prozess für uns eine grosse Aufregung mit sich; aber du siehst, die Seele wird gestärkt, sie erhält Hilfe.

Der Angeklagte leugnete bis zum Schluss. Er sei nicht derjenige gewesen, der das Stroh von der Schwangeren heruntergeworfen habe. Wir würden ihn mit jemand anderem verwechseln. Es stellte sich übrigens nach Aussagen einiger Zeugen aus Siebenbürgen heraus, dass er das Zyklongas für die Gaskammern ausgeliefert hatte. Dafür bekam er eine Gefängnisstrafe von 5 (fünf!) Jahren. Für den Tod von wievielen Menschen erhielt er diese Strafe?

Winter in Auschwitz

Während der Zeit im Lager taten Hunger und Kälte ihre Wirkung. Unser physischer und psychischer Widerstand hatte sich auf ein Minimum verringert. In diesem Abschnitt unseres Höllenlebens geschah es, dass eine Küchengehilfin, vorsichtig auf dem Bauch rutschend, um nicht entdeckt zu werden, meiner Mutter eine heiße Kartoffel in die Hand steckte. Selbst, wenn ich mich schon dafür bedankt haben sollte, mache ich es heute nochmals, meine gute Magda Gutmann...! Das war keine solche Kartoffel, Michal, von der du am Freitag Abend zu sagen pflegst: «Genug, Savta, ich möchte nicht mehr.» Diese Kartoffel war eine ganz andere Kartoffel. Sie war eine leben- und hoffnungspendende Kartoffel!

In dieser Zeit haben wir gelernt, auch illegale Mittel anzuwenden, um zu einem warmen Kleidungsstück zu kommen. Deine Grossmutter versuchte es auch – mit Erfolg! Theresienstadt wurde evakuiert und zu uns verlegt. Sie wurden in den genau neben uns stehenden Block gepfercht. Sie kamen hungrig an. Sie erhielten auch nach ihrer Ankunft nichts zu essen, da sie zur Liquidation vorgesehen waren. Sie flehten durch den Draht um ein Stück Brot.

Ich warf zwei Portionen gespartes Brot hinüber. Andere taten in ähnlicher Weise. Daraufhin zogen sie ihre feinen Wolljacken aus – denn man hatte ihnen ihre Kleidung noch nicht abgenommen – und warfen diese in erreichbarer Nähe auf die Erde. Ich griff nach einer und zog sie meiner Mutter an. Du kannst es mir glauben, dass diese Strickjacke ein lebensrettendes Kleidungsstück war! Es war feine, echte Wolle. Schon ihre Berührung mit unseren derben, vom Wind ausgeblasenen roten Händen war ein Erlebnis. Und dann ihre lebenspendende Kraft!

Für mich selbst konnte ich kein weiteres warmes Stück ergattern, weil ich plötzlich Angst hatte, ich könnte zu ungeschickt dabei sein. Und wenn man mich dabei erwischt hätte...

Mit dem Männerlager hatten wir kaum Kontakt. Nur während der kurzen Stunde, in der es uns erlaubt war, zwischen den Blöcken auf und ab zu gehen (solange wir dazu noch die Kraft hatten), sahen wir die Männer, die sich zwischen ähnlichen Blöcken, wie unsere waren, bewegten. Die meisten von ihnen wurden morgens zur Arbeit gebracht und erst abends zurückgeholt. Wir hätten so gerne ein bekanntes Gesicht gesehen, vom Schicksal derer etwas gehört, mit denen wir zusammengefahren waren, aber es war keiner da!

Als wir einmal in der «Hauptstrasse» «spazierengingen», sah ich plötzlich – ich traute meinen Augen nicht – den Vater der Zwillinge, Herrn Dr. Berner. Er nahte sich dem Zaun und gab mir durch eine verzweifelte Mimik, durch eine herzerreissende Pantomime zu verstehen, dass jene im Rauch aufgegangen sind. Ich musste es zulassen, dass er diese Mitteilung bis zum Ende auslitt. Ich konnte ihm einfach nicht zu verstehen geben, dass ich es wusste...!

Keiner von uns hat sich damals vorstellen können, dass wir uns nach 22 Jahren in Jerusalem wiedertreffen würden.

Er warf ein Paar Lederschuhe herüber. Noch an Ort und Stelle warf ich meine Holzschuhe fort, zog mein Geschenk an die Füße und glaubte, nun weiterleben zu können. Das weiche Leder streichelte meine schmerzenden, verfrorenen Füße. Neue Kräfte stiegen in mir auf, obwohl ich sehr schwach und schmal geworden war. Und die Temperaturen sollen zeitweilig minus 36 Grad erreicht haben. Hohe Lederschuhe an meinen wundgeriebenen, verfrorenen Füßen!

Zahlreiche psychologische Studien erscheinen heute über die seelischen Schäden der Überlebenden von Auschwitz. Ich bin mit

ihren theoretischen und konstruierten Erklärungen nicht einverstanden. Ich kann mit aufrichtigem Gewissen nur das bezeugen, dass mir ein Paar warme Schuhe meinen Glauben ans Überleben gestärkt hat und dass ich heute alles viel höher schätze als früher, vor allem aber das Verständnis und die Liebe.

Noch etwas geschah an diesem eiskalten Morgen: Der Gesamtbestand des Frauenlagers stimmte nicht. Es ergab sich eine «Fehlmenge» von einer Frau. Die verzweifelten Kapos zählten bei der eisigen Kälte die Menge immer wieder durch. Die elenden Opfer zitterten und fielen ohnmächtig auf die Erde. Aber die Zahl stimmte nicht.

Dann endlich – nach Stunden! – stellte sich heraus, dass ein junges polnisches Mädchen in SS-Uniform zusammen mit einem männlichen Gefangenen geflohen war. Sie waren schon ein Stück vom Hochspannungszäun weg, als man sie erwischte. Das Mädchen wurde auf einer Trage zu uns zurückgebracht; und man hat uns mit lautem Gebrüll über Megaphon dazu gezwungen, die Hinrichtung mit anzusehen. Neben je zehn Leuten stand eine SS-Wache, um mit dem Stock auf jene loszuschlagen, die dem Befehl nicht folgten. Bei uns bestand diese Wache aus Frauen. Als Hilfe hatten die SS-Aufseherinnen dressierte Hunde: Auf einen Wink hin zerrissen sie jeden ausser der Reihe erscheinenden Häftling. Vor mir stand eine schöne junge Frau aus meinem Heimatort: Herta Nemes – die Frau des Arztes Marei Nemes. Sie wankte wegen ihrer wunden Füße hin und her. Der Hund hat sie vor unseren Augen zerrissen.

Während der Ermittlungsaktion musste das ganze Lager sechs bis acht Stunden knien. Das Bild des vor meinen Augen erhängten polnischen Mädchens trage ich bis zu diesem Augenblick in meinem Herzen.

Aber im fünften Jahr des Zweiten Weltkrieges war hier, auf

dem Sammelplatz von Auschwitz, nur wichtig, dass diese Gefangenen in geraden Reihen standen und sich tadellos ausrichteten.

Am gleichen Abend ging mir in meinem abgestumpften Gehirn herum, dass ich – falls ich am Leben bliebe – nie würde erzählen können, was hier Menschen anderen Menschen angetan haben. Und wenn ich dennoch Gelegenheit und Kraft dazu haben sollte – niemand würde es mir glauben.

Mich überwältigte die Hoffnungslosigkeit. Aber am nächsten Morgen musste ich mich wieder zusammennehmen, um die Tagesordnung einzuhalten. Und das vor mir stehende, alles ertragende, lebendige Angesicht meiner grossen Lagerschwester verpflichtete...! Ich hatte ja auch viel zu tun: Ich musste aufpassen, dass ich in der Nacht zwischen den Waschbecken auf dem dreckigen Fussboden nicht ausrutschte, dass mir meine Brotration, die ich unter der Bettdecke versteckt hielt, nicht geklaut wurde, dass mir meine eng bemessene Bewegungsmöglichkeit von meiner Pritschennachbarin nicht noch mehr eingeschränkt wurde, dass ich meine Decke nicht verknüllt auf meiner Pritschenstelle liegen liess und vor allem, dass ich sie nicht verlor.

An einem dieser Abende habe ich nicht einmal mehr an meine liebe Mutter gedacht – ich beschloss, meinem Leiden ein Ende zu setzen und rannte mit schnellen Schritten dem Hochspannungszäun entgegen. Bei dessen Berührung wäre ich umgehend verbrannt. Doch meine Mutter hielt mich von hinten fest.

In diesem Moment war ich ihr böse. Später bedankte ich mich oft – mein Gott, wie oft bei ihr dafür, dass sie mich damals zurückgehalten hatte.

Am nächsten Morgen fühlte ich neue Kraft in mir. Ich wusste gar nicht, wie sehr ich diese noch benötigen würde, um nun meinerseits meine Mutter zu stärken, um sie später aus ihren tödli-

chen Depressionen herauszuholen, als sie an schwerem Bauchtyphus litt.

Wir hatten bereits tätowierte Nummern, und die «Alten» waren der Meinung, dass «solche» nicht in das Gas gebracht würden. Viele Beispiele sprachen gegen diese Regel. In Auschwitz gab es keine Folgerichtigkeit. Alles sprach gegen alles! Es war eine präzise, aber teuflische Organisation.

Ich habe dir vielleicht schon einmal erzählt, wie die Tätowierung erfolgte: Wir mussten in Reihen stehen und wussten erst dann, wie die Nummer auf unseren Arm gezeichnet wird, als wir es auf der eigenen Haut spürten.

Mit einer ganz dünnen Nadel und mit einer tintenähnlichen Flüssigkeit wurde die Form der Zahlen in Punkten unter die Haut gespritzt. Jede Ziffer bestand aus sechs bis acht Punkten. Ausserdem stand vor der Zahl ein grosses «A». Es war nicht schmerzhaft. Aber schmerzlich war etwas anderes: dass zum Ausdruck unserer Identität von nun an ausschliesslich diese Zahl diente; nicht der Name, nicht die Haare, nicht die Augenfarbe gehörten zu mir – nein – nur die Zahl 25 383. So wurde ich genannt.

Zu meiner nächsten Arbeit, die unmittelbar nach der Tätowierung angesetzt war, wurde ich bereits mit dieser Nummer aufgerufen. Ich stand bewegungslos da. Ich verstand diese Aufforderung nicht. Ich habe aber auch einfach nicht akzeptieren wollen, dass sie mir nun alles – meine Träume (ich war 24 Jahre alt), meine Pläne, meinen Namen – aber auch alles genommen hatten.

Als dein Vater drei Jahre alt war, forderte er mich auf, diese tätowierte Nummer auszuwischen. Die Wirklichkeit habe ich ihm natürlich nicht erklären können; ich gab ihm nur jedesmal, wenn er mich bat, die Nummer abzuwischen, zur Antwort: «Sie geht nicht ab!» Später, als er die Sache schon verstand, zog er eine

klare und logische Schlussfolgerung, und zwar fast in Form eines Befehls, einer Drohung: Wir gehen nach Israel!

So hat die tätowierte Nummer ihren Zweck erfüllt: Dein Vater erfasste wohl, dass diese Nummer Ausdruck meiner unmenschlichen Erniedrigung war, was die einzig richtige Schlussfolgerung auslöste, dass man nämlich als Jude ein menschenwürdiges Leben in Freiheit nur in Israel leben kann.

Immer öfter und stärker beherrschte uns die Angst, dass wir in den Block 10, den «Schonblock», verlegt werden könnten. Aus diesem Block brauchte niemand mehr zum Zählappell zu gehen. Die «Lebensmittelrationen» waren dort zwar grösser, aber es kam keiner mehr von dort zu uns zurück.

Wir prüften einander ständig, wieviel wir wohl abgenommen hätten, fragten einander, wie unsere Gesichtsfarbe sei. Wir glaubten der ermutigenden Antwort. Unsere Losung war: Aushalten bis zum Schluss nur nicht in den Block 10 gehen!

Arbeitseinsatz

Wir sassen, ohne etwas zu tun, auf den Pritschen herum, und es wurden nur gelegentlich Einzelne zu irgendwelchen Sonderarbeiten als Nummer aufgerufen. Bei der Zählung während des Appells ist es vorgekommen, dass sie Leute mit schönen Händen suchten, freiwillige Näherinnen; aber wir wussten nie, ob wir in irgendeine Falle gelockt werden sollten oder nicht. Es gab welche, die auf eine solche Weise in die Falle gingen, und Leute, die gut dabei wegkamen. Diejenigen, die sich als Näherinnen meldeten, nähten SS-Uniformen irgendwo weit weg vom Lager. Sie kamen abends todmüde in den Block zurück, aber sie hatten immer eine zusätzliche Brotration oder manchmal sogar eine Fleischkonserve.

Es kam vor, dass sie Leute mit schönen Augen suchten – die SS-Offiziere wählten sie selber aus. Diese aus den Reihen hervortretenden Frauen haben wir nie wieder gesehen! Einige wurden in andere Lager versetzt, aber die Möglichkeit zur Befreiung war auch dort nicht grösser.

Meine nächste Arbeit war vielleicht die Furchtbarste, Michal, die ich je im Leben ausführen musste. Es war nur eine einmalige Arbeit, aber ein zweites Mal hätte ich es auch nicht überlebt. Die Kapo hielt mich vor dem Block an und winkte mir, ihr zu folgen. Meine Mutter war zu Tode erschrocken. Aber das änderte nichts, ich musste gehen. Ganz in der Nähe unseres Blockes stand eine junge Schicksalsgefährtin. Sie hatte jedoch lange Haare und trug eine Brille. Sie war auch in einem viel besseren körperlichen Zustand als der Durchschnitt der Lagerinsassen. Sie lächelte mich gütig an. Sie stand vor einem mit Erde bedeckten Haufen. Ich wartete zitternden Herzens, was jetzt wohl geschehen würde.

Bromka – so hiess unsere Kapo – pfiiff, und nach wenigen Mi-

nuten hielt vor uns ein leerer Lastwagen. Und dann hiess es: Leichen hochheben, Lastwagen beladen! Währenddessen beobachtete uns der Fahrer aus seiner Fahrerkabine. René begann mit grossem Schwung und erstaunlicher Tatkraft mit der Arbeit und bemerkte erst nach einigen Minuten, dass ich kaum auf den Beinen stehen konnte. Sie hatte nämlich mit dieser Art von Arbeit schon einige Erfahrung. «Das sind Leichen derjenigen», erklärte sie, «die eines natürlichen Todes gestorben sind.» Oder zu deren Vernichtung Zyklongas nicht in ausreichender Menge zur Verfügung stand!

Die Körper mussten natürlich einzeln verladen werden. René hielt die Kopfseite, ich die Beine. Die tote Haut, die toten Zellen sind nicht elastisch wie die der lebenden Menschen, und unsere Fingerspuren waren an den Körpern zu sehen, als ob wir Gummi oder Plastilin angefasst hätten.

Auf dieses fürchterliche Erlebnis ist meine Ohnmacht während meiner Schwangerschaft zurückzuführen, als Dein Sabba¹ ein Gummihündchen für Deinen noch ungeborenen Vater nach Hause brachte. Es sollte sein erstes Spielzeug sein.

Wir haben uns bemüht, mit dieser entsetzlichen Arbeit schnell fertig zu werden; wir wollten noch ein wenig Zeit füreinander haben. Wir setzten uns nebeneinander auf die Erde, und René erzählte von sich: Sie war schon im vierten Jahr hier im Lager. Ihre Brille hatte sie für irgendeine gut durchgeführte Arbeit geschenkt bekommen. Sie hatte am Bau der Blocks teilgenommen. Sie war eine frischgebackene Lehrerin, als sie damals auf dem Weg zur Schule verhaftet wurde. Ihre Eltern konnten sich in einem Bunker verstecken, und René hoffte, dass sie noch am Leben seien.

Ihr Block war weit entfernt von unserem. Die Mitbewohner dieses Blocks stammten zum grössten Teil aus der Slowakei. Sie

¹ Sabba = Opa

kannten die Lagerverwaltung gut. René hatte auch im Büro gearbeitet, wo sie als Todesursache der Vergasten verschiedene Krankheiten eintragen musste. Nach so viel Erfahrungen hatte sie den gesamten Teufelskreis durchschaut. Am meisten hatte sie davor Angst, dass noch vor der endgültigen Kapitulation ganze Blocks liquidiert werden könnten. Trotzdem versuchte sie, mich zu beruhigen und zu stärken.

Ich hatte sie vom ersten Augenblick an liebgewonnen, obwohl wir uns sprachlich kaum verständigen konnten. Ungarisch sprach sie nur gebrochen und verstand es auch wenig.

Unser Lagerschicksal brachte es mit sich, dass dies nicht unser letztes Treffen war. Sie war in meiner schwersten Lage bei mir, und sie hat das grosse Wunder, das einige Wochen vor der Befreiung mit mir geschah, miterlebt. Und ich war im Augenblick ihres Todes – einige Minuten nach der Befreiung – neben einem Strassenbrunnen in Deutschland bei ihr.

Ich werde sie nie vergessen. Sie war ein Sonnenstrahl in der Dunkelheit der Hölle. Ich hörte ihre Stimme bei unserer Leichenstapelarbeits: «Elitschka (so nannte sie mich auf slowakisch), du sollst nur anpacken und nicht daran denken, dass er der Vater, Sohn oder Verlobte, sie die Mutter oder Schwester von jemandem gewesen ist. Versuche es unbedingt; denn sonst, wenn du daran denkst, wirst du es nicht überleben. Für uns beide kommt es jetzt nur darauf an, diese Arbeit zu beenden. Ich zähle bis drei, und dann packst du dieses Stück unten und ich packe es oben an.» Sie sang mir leise ein Lied vor und brachte es mir bei. Und sie bat mich, zum Himmel aufzublicken und zu glauben, dass alles in Gottes Ordnung liegt.

Wir trennten uns lächelnd voneinander, der Fahrer war bereits mit seiner Last davongefahren. Ich bedankte mich bei René für ihre Hilfe, und in Gedanken verabschiedete ich mich für immer von ihr. Meine Mutter wartete vor dem Block auf mich mit Trä-

nen der Erleichterung. Erst nach der Befreiung erzählte ich ihr, was für eine Arbeit ich an diesem Tag zu verrichten hatte.

Aus unserem Block hat man selten jemand zur Arbeit herausgerufen; wenn aber, dann kam diejenige mit einer zusätzlichen Ration oder mit einem lange nicht gesehenen Gemüsestückchen zurück. René und ich bekamen nicht einmal so viel – und doch viel mehr: wir bekamen einander!

Du siehst, Michal, wir waren eins im Leiden; die einzelnen Schicksale waren jedoch verschieden, jedesmal anders.

Dann erhielt ich eine neue Arbeit. Es handelte sich um eine sehr individuelle Tätigkeit. Sie war – sozusagen ganz auf mich zugeschnitten: Nämlich den grossen voll gewordenen Eimer, der als Klosett diente, zu entleeren! Er war bis oben voll und natürlich sehr schwer. Um ihn von unten heraufheben zu können, musste ich einen Teil des Kotes ausschütten. Erst dann konnte ich mit der eigentlichen Arbeit beginnen.

Der Inhalt des Eimers bespritzte mich dabei. Ich klebte und stank. Tagelang habe ich die Qualen der Hölle durchlitten, wobei das Waschen und Trocknen meiner Lumpen meine Kräfte fast überstieg. Denn, Michal, auf unser Ausseres, auf unsere Erscheinung mussten wir achtgeben. Du weisst ja jetzt schon warum!

Am gleichen Tag war ein grosses Freudenfest in unserem Lager: Die Suppe war nämlich dicker als sonst, und das war für uns herrlich; auch wenn sich ergab, dass diese Suppenkonsistenz nur durch Gemüseschalen zustande kam. Die Laune besserte sich; die Kapo stellte – wer weiss, wie lange! – ihre Befehlerteilungen und Schläge ein. Im Grunde war ich erbittert über die Tatsache, dass unsere Laune nur von der jeweiligen Brühe abhängig war.

An diesem Nachmittag hatte sich alles geändert; wir konnten uns sogar gestatten, traurig zu sein. Das war wirklich ein Luxus-

zustand. Meine Mutter hatte sich in ein Gespräch über das Thema: «Was wird danach?» eingelassen. Wir waren uns darüber im Klaren, dass mein Vater, Helfer und Erretter so vieler menschlicher Leben, nach dem Erstickungstod in der Gaskammer zu Asche geworden war. Wir weinten nicht, denn das gestattete unser Selbstschutz nicht. Unser Selbsterhaltungstrieb funktionierte ja noch gut. Eine so grosse seelische Belastung wie das Weinen hätte unseren physischen und psychischen Widerstand ganz erheblich geschwächt.

Am nächsten Tag ging alles wieder seinen gewohnten Gang: Endloser Appell bei minus 36°! Für einen solchen Wetterbericht sorgte unsere Kapo. Wir hätten zwar schon bei minus 10° gezittert. Hätten wir aber einem Gerücht mit so guten Neuigkeiten geglaubt? Wären solche guten Nachrichten für uns überhaupt noch gültig gewesen?

Nun, ich erhielt eine neue Arbeit zugeteilt – diesmal gar keine so schlechte: Ich wurde zum «Kalfaktorchen» in der Apotheke des C-Lagers. Der Inhalt meiner Arbeit war, für alles Notwendige in der Apotheke zu sorgen, wie z.B. Sauberkeit; dazu gehörten auch die Arbeitskittel der beiden Gefangenen-Apotheker, die dort arbeiteten.

Meine Lage hatte sich etwas verbessert: Ich bekam grössere Lebensmittelrationen; sie genügten auch für meine Mutter, und die Chefin liess mir aus ihrer Sonderverpflegung auch gelegentlich einen Krümel zukommen.

Und die Apotheke selbst? Ein Schaufenster zur Welt. Im Lager Birkenau wurde geheilt? Im Gegenteil, es wurde getötet! Und ich wusch und wusch die weissen Kittel – ohne Seife, in kaltem Wasser. Wie grausam hat man mich dafür kritisiert, dass sie nicht weiss genug waren. Ich wusste nur zu gut, dass die Apotheker Angst vor der deutschen Kontrolle hatten. Jene forderten schneeweisse Kittel mitten im höllischen Dreck. Die Oligarchie der Grausamkeit!

,Weisst du, Michal, vor einigen Jahren wurden deine Grosseltern zum Treffen der früheren siebenbürgischen Pfadfinder nach Kfar Glückson eingeladen. Denn dein Grossvater war seinerzeit Mitglied dieses jüdischen Vereins in Siebenbürgen. Wir genossen das künstlerische Programm, die freundlichen persönlichen Begegnungen, die inhaltsreichen Vorführungen. Plötzlich läuft ein alter Pfadfinder auf mich zu, umarmt mich, drückt mich, bedankt sich jammernd bei mir. Der verwechselt mich mit jemand anderem, dachte ich bei mir. Nein, er bedankte sich für das Arzneimittel, das ich aus der Apotheke gestohlen und in das C-Lager hinübergeworfen hatte; welches dann – seiner Meinung nach – sein Leben rettete. Ich erinnere mich natürlich nicht mehr an diesen Fall, nahm aber dankbar zur Kenntnis, dass ein dreckiges Dienstmädchen ein Leben retten durfte. Ich lachte herzlich darüber, dass ich diese Heldentat erst nach 30 Jahren in Erfahrung brachte.

In der Apotheke gab es keinen Ofen. Trotzdem war es nicht so kalt wie draussen oder im Block. Von der morgendlichen Zählung wurde ich nicht befreit. So bekam ich täglich auch weiterhin meine Ration Kälte.

Eines Tages kam ein junger Mitgefangener in den Block. Er hatte das Dreieck am Hemd, das die politischen Gefangenen kennzeichnete. Diesen Gefangenen wurde eine andere Behandlung zuteil als uns. Es wohnten nur wenige von ihnen in einem Block. Ihre Lebensmittelrationen waren grösser, und sie durften Pakete von zu Hause empfangen.

Er kam, um im Auftrag der Kapo zwei Leute zu holen, die eine Kranke zum Röntgen in das Männerlager hinübertragen sollten. Er wollte sich diese beiden Trägerinnen selber aussuchen. Er wählte als eine von den beiden mich aus.

Röntgen – das war auch so ein Täuschungsmanöver der SS. Gab's so etwas in Birkenau?

Der zur Durchleuchtung abgelieferte Körper, den wir sorgfältig

transportierten, wurde am nächsten Tag in die Gaskammer geworfen. So sah das Täuschungsmanöver aus! Für die andere Mitgefangene und für mich war dieser Ausflug ein grosses Erlebnis: Nachdem wir mehr als ein halbes Jahr nur im Block gelebt hatten, konnten wir plötzlich durch Wiesen und Felder gehen! Wir blieben zwar innerhalb des Stacheldrahtes, aber doch war es für einige Stunden eine ganz andere Umgebung.

Hier waren die Blocks niedriger, die Bewohner befanden sich in einem besseren körperlichen Zustand und machten dadurch auch einen hoffnungsvolleren Eindruck. Man schenkte uns einen Kohlkopf und eine Fleischkonserve; und... wir erhielten wunderbare Nachrichten von der herannahenden Front und der unumstösslichen Tatsache, dass die deutsche Kapitulation unmittelbar bevorstehe.

Unser Mitgefänger und Wohltäter begann, von sich zu erzählen. Er wurde in Wien gefangengenommen, wo er mit seinen Eltern lebte. Seine Mutter war Jüdin, sein Vater Christ. Er wusste, dass sie noch am Leben waren, denn er erhielt Pakete von ihnen. Er lud uns in seine Baracke ein, die uns wie ein Wohnzimmer vorkam. Er gab uns die Fleischkonserve und ein Margarinebrot – das war für uns eine königliche Mahlzeit. Er hörte Radionachrichten und hielt die deutsche Kapitulation für sicher. Er wusste sogar, dass der Rückzug bereits begonnen hatte.

Das Ende

Was werden sie nun mit uns machen? Liquidieren, damit der Vernichtungsmechanismus keine Spuren hinterliess? Die vielen Qualen hatten uns gelähmt. Wir waren einfach nicht mehr in der Lage, uns unsere Zukunft vorzustellen. Die Zeit und ihr Ablauf glichen hier eher der nebligen und kalten Ausschwitzer Nacht. Ein freier Mensch besitzt einen Kalender, eine Armbanduhr, eine Wanduhr, ein Notizbuch. Er hat Zusammenkünfte. Seine Zeit ist mehr oder weniger eingeteilt.

Wir dagegen waren schon seit vielleicht sieben oder acht Monaten die Bewohner des Blocks 27, in Lumpen gehüllte Zahlen ohne jede Einteilung oder Verantwortung, ohne jede Verbindung mit der Welt ausserhalb des Stacheldrahtes.

Aber eines erkannten wir allmählich: Die straffe, tadellose, perfekt-präzise Organisation lockerte sich etwas.

Wir wollten unseren Augen nicht trauen, die sahen, dass das Sicherheitsgefühl unserer Henker nachgelassen hatte. Sie spürten schon ihr schändliches Ende – dies könnte aber auch das unsere sein. Neue Häftlinge kamen jetzt bei uns nicht mehr an, aber von den alten haben wir sehr viele nicht mehr gesehen.

Da sagte deine Urgrossmutter, Michal: «Bis heute sind wir am Leben geblieben. Nun werden wir es auch bis zum Kriegsende schaffen. Und dann kommen wir heim.» Sie wusste nicht, als sie das sagte, wie oft wir noch in Lebensgefahr geraten würden. Und was sollte das überhaupt heissen «heim», wo ich doch keinen Vater mehr hatte!

Noch in derselben Nacht hörten wir das Dröhnen eines schweren Bombardements ganz in der Nähe; und es dauerte tagelang. Wir waren das erste Mal ohne Wachen, weil sie alle in wahnsinnig-

ger Angst in die Luftschutzräume liefen. Uns liessen sie zwischen den schwankenden Wänden der Baracken! Der Wind rüttelte an den Wänden, und die Bomben krachten. Aber das Lager bekam nicht einmal einen Splitter ab. Und wir, in zerschlissene Lumpen gehüllt, zu Nummern geworden, konnten uns noch freuen, freuen darüber, dass endlich etwas geschah. Aber du kannst mir glauben, Michal, wir dachten in dieser Stunde nicht unbedingt an etwas Gutes!

Bei Tagesanbruch wurden wir durch einen laut gebrüllten Befehl wach: «Heraus, heraus aus dem Block!» Hinaus auf den wohlbekannten, berühmten Appellplatz: Antreten! Ausrichten! Stillstehen! Jede erhielt eine warme Decke und einen gestreiften Sträflingsanzug, wie du sie vielleicht einmal im Film gesehen hast oder aus Büchern kennst. Diesen Tag, der in allen Frauenlagern so begann, hat von unseren Landsleuten ausser uns wohl nur noch eine überlebt. Es war der 18. Januar 1945.

Wir erfuhren davon erst sehr viel später, bereits in unserem freien Leben. Wir erfuhren ferner erst später, dass unsere Marschkolonnen von denen als Todesmarsch bezeichnet wurde, die es für die Geschichte aufgeschrieben haben. Und das taten sie mit Recht. Das können wir ohne Weiteres bestätigen.

Ich kann dir nur einfach erzählen, liebe Michal, was sich danach ereignete. Mit unseren tierischen Instinkten erahnten wir, dass wir auch unter Lebensgefahr alles nur Mögliche tun mussten, um uns zu retten. Während unsere Henker die Sträflingsanzüge und Decken verteilten, brachen wir, d.h. einige von uns – harte Mädchen, die selbst nur noch Haut und Knochen waren –, die Tür zum Lagerraum auf, fielen über die Kartons mit Würfelzucker her, zerrissen sie und stopften uns mit Zucker aus. Wir konnten noch rechtzeitig auf unsere Plätze zurücklaufen, und der Marsch ging los.

In einer Gruppe waren wir etwa 200 bis 300 Leute. An unserer Seite einige SS-Weiber und drei bis vier dieser abgerichteten Hunde. Und am Ende der Kolonne ein elendes Fuhrwerk. Das war schon ein eigenartiger Zug. Bald fanden wir auch die Bestimmung des Fuhrwerkes heraus: Es wurden anfangs die Toten darauf verladen. Später – nach etwa zwei Tagen Marsch schossen sie die Schwachen einfach ab und liessen sie liegen. Viele sind während des Marsches erfroren. Mir kam der Gedanke, dass ich, wenn sie mich nicht sahen – und sie waren nicht mehr so wachsam wie im Lager –, meine Würfelzuckerstücke im Schnee wälzen könnte. Der Schnee klebte am Zucker fest und schmolz dann ein wenig. Wie fein das war und was für ein Genuss, Michal, und die Menge Kalorien! Dieser Zucker spendete Leben. Das war jenes Zuckereis, von dem dein Bruder Ejal bereits gehört hat, als ich ihm in einem ganz anderen Zusammenhang davon erzählte.

Vor einigen Jahren ging ich mit meiner Freundin Jolantha – du kennst sie gut – in Tel Aviv vor dem Kino Mograbi spazieren.. Wir unterhielten uns natürlich auf ungarisch. Eine Dame ging langsam vor uns her. Wir gingen vorbei, und ich wandte mich um. Frage nicht, warum. Ich schaute ihr ins Gesicht, sie sah mich an und schrie laut, gegen ihre Tränen ankämpfend: «Ich kenne Sie doch! Sie haben mir Würfelzucker mit Schnee gegeben, als wir mehrere Tage marschierten. Wie oft habe ich es meiner Familie erzählt, dass dieser Zucker mein Leben gerettet hat.» Es war die Frau des Historikers Vago, die ich noch nie gesehen hatte. Sie war so aufgeregt, dass wir uns erst mal auf eine Bank in der Nähe des Kinos setzen mussten. Dann stellte sich heraus, dass nicht ich, sondern meine Mutter diejenige war, die ihr damals diesen Leckerbissen zugesteckt hatte. Kein Wunder, dass sie uns verwechselte, denn wir sahen einander sehr ähnlich. Wie gut, zu wissen, dass meine Mutter auch dort noch etwas wegzuschenken hatte.

Die spätere Lagerliteratur hat nachgewiesen, dass von den Menschen dieses Todesmarsches nur ein Viertel am Leben geblieben ist. Wir sollen drei Tage lang marschiert sein. Rosa Jakobovits, Kinderärztin aus Kolozsvár, wurde halb erfroren neben uns erschossen...

Wir durchquerten Felder und leere Landstrassen, bis wir zu einer Siedlung kamen. Eisenbahnschienen – die nur zu bekannten Waggons: Sie warteten auf uns. Es war Nacht. Nicht nur, dass wir nicht verstehen konnten, was jetzt mit uns geschah, wir wussten nicht einmal, wo wir uns überhaupt befanden.

In Sekundenschnelle wurden wir einwaggoniert. Die Bomben pfliffen um unsere Köpfe; das Geräusch der Geschosse kam ziemlich aus der Nähe. Wohin aber wurden wir transportiert? Man schien ganz kopflos zu sein. Uns dagegen tat es schon wohl, einfach zu sitzen und uns durch die Körperwärme und den Atem ein wenig zu wärmen.

Kaum setzten wir uns nebeneinander nieder, als grobe, hasserfüllte Befehle ertönten: «Brot holen!» Mit einigen jungen Mädchen sprang ich aus dem Waggon. In Begleitung eines SS-Weibes erreichten wir bei völliger Dunkelheit nach einer kurzen Gehstrecke die Brotverteilungsstelle. Man legte uns die Brote in die Arme. Etwa sechs bis sieben Stück reichten wir dann in je einen Waggon hoch. In der stockfinsternen Nacht fand ich jedoch den Waggon, aus dem ich abgesprungen war und in dem meine Mutter mich zurückerwartete, nicht wieder. Eine verhängnisvolle Nacht!

Nun hatte ich meine Mutter verloren! Die Waggons wurden an verschiedenen Stellen geleert. Wo hatte man sie aussteigen lassen? Ich konnte das nicht wissen, und ich sah sie nirgendwo. Ich suchte sie vergebens zwischen denen, die zusammen mit mir ausgestiegen waren, aber meine Reihe durfte ich nicht verlassen. Wir

wurden zu einem grossen Häuserblock gebracht. Da war kein Zaun darum herum, und es führte kein Tor hinein. Die Häuser selbst waren viel geräumiger als unsere «Blöcke». Wir hatten nun zwar ein Dach über dem Kopf, aber ausruhen konnte man sich nicht. Der starke Luftdruck, den die um uns herum Pfeifenden Bomben verursachten, hinderte uns daran.

Keiner war da, mit dem ich hätte sprechen können. Um mich herum nur polnische und slowakische Frauen. Sie sprachen kein Wort ungarisch. Und meine Mutter war nicht da; ich fühlte mich völlig verlassen. Die Hoffnung, die bis dahin meine Seele nährte, sie war dahin. Jetzt sah ich auch keinen Sinn mehr darin, noch weiter gegen den Tod zu kämpfen. Ich ass meine Ration nicht mehr, ich trank nicht mehr. Ich kam in sehr geschwächtem Zustand in die Fabrik, wohin uns – eine Gruppe von Frauen – nur noch eine SS-Aufseherin begleitete.

Das war eine Waffenfabrik. Man stellte uns ab zum Arbeiten, wie sie es nannten. Aber es gab keine Arbeit und kein Material. Ich kann mich nur erinnern, dass wir lediglich Hülsen herstellen mussten und in der Nacht arbeiteten. Das Geräusch der Maschine, die ich mit dem Fuss anlassen musste, war wie das der Holzschneidemaschine, mit der wir zu Hause auf dem Hof das Brennholz für den Winter zerschnitten hatten. Mitten in meiner Todessehnsucht hörte ich «heimatliche» Töne...!

Jetzt geschah das erste Wunder: Bei der morgendlichen Ablösung erkannte ich plötzlich René. Sie merkte mir sofort an, dass kein Lebenswille mehr in mir war. Vom Augenblick unseres Wiedertreffens an begann sie mich energisch und gewaltsam zu füttern. Sie goss mir die schwarze Kaffeepiempe, die wir in der Fabrik erhielten, in den Mund. Und dann stopfte sie die Brotzuteilung in mich hinein und knetete sie buchstäblich in den Magen hinunter.

Sie hielt mich am Leben, obwohl ich dies damals noch nicht in gehöriger Weise zu schätzen vermochte. Und damit war ich auch nicht in der Lage, mich zu bedanken.

Wir blieben nur kurze Zeit Fabrikarbeiter – fast ohne Arbeit. Nach einigen Tagen erfuhren wir, dass wir uns irgendwo in Sachsen befänden.

In der Fabrik arbeiteten auch Männer von auswärts: alles politische Gefangene. Sie brachten Landkarten und Zeitungen mit in die Fabrik, und aus diesen konnten sogar wir erkennen, dass die Front näher rückte. Diese politischen Gefangenen, harte junge Männer, versuchten uns – wir waren kaum zehn Frauen – mit viel Güte zu überzeugen, dass wir den Mut nicht verlieren dürften und unsere Qualen bald zu Ende gehen würden. Ich habe mich nicht freuen können. Wo war meine Mutter? Lebte sie überhaupt noch?

Nachts trieben wir uns fast arbeitslos in der Fabrik herum. Jeweils zum Tagesanbruch gingen wir zurück in unseren Block. An einem solchen Morgen fanden wir unsere Mitgefangenen in Reihen angetreten. Wir stellten uns dazu. Wir wurden mal wieder gezählt, und wir wurden erneut in streng ausgerichteten Reihen in Bewegung gesetzt.

Wohngebiete sahen wir nicht. Wir marschierten auf kahlen Feldern. Da, auf einmal entdeckten wir eine zerlumpte Frauenmarschkolonne. Das Aussehen der Frauen war so komisch gelb, als wenn sich an jeder Einzelnen gelber Staub angesetzt hätte. Ich stand neben René. Plötzlich schrie sie laut auf: «Tante Doktor!» Sie hatte meine Mutter als erste erkannt. Ich bemerkte dann wenige Minuten später ihre grossen, traurigen, grünlichen Augen. Ich vergass meine Zwangslage und stürzte aus der Reihe. Daraufhin bekam ich einen entsetzlichen Schlag von der SS-Wache; aber das war jetzt nicht wichtig. Einzig und allein die Schönheit dieses Augenblicks, das Wunder des Wiedersehens zählten jetzt. Sie um-

armte mich weinend und kramte aus ihren Lumpen ein Stück Brot hervor: «Ich hatte gehofft, dich wiederzubekommen!» Wieviel neue Kräfte haben wir aus unserem nun wieder erlangten Beisammensein gewonnen! Die Frauen um uns herum starrten uns an und haben in ihren für uns unbekanntem Sprachen wohl nur eines sagen können: «Welch ein Wunder des Himmels!» Und dieses Wunder stärkte endgültig unsere Hoffnung, dass wir zusammen überleben und heimkommen würden.

Vorläufig mussten wir aber, vielleicht in den letzten Stunden des Krieges und vielleicht in den letzten Augenblicken unseres Lebens, auf die genaue Ausrichtung unserer Kolonne achten!

Wir waren etwa zwei Nächte und drei Tage unterwegs. Die Kälte liess ein wenig nach, es taute schon. Aber der Hunger war immer neu und nach wie vor qualvoll. Viele in unseren Reihen fielen tot um. So fehlten bald viele Gesichter, die Gesichter derjenigen, mit denen uns gemeinsames Leid, Demütigung und Hoffnungslosigkeit zusammengeschmiedet hatten. Wir kannten ja genau die Qualen des anderen und seine Gedanken.

Wenn ich mich recht erinnere, wurden wir auf diesem Wege nur noch von einer SS-Wache, bestehend aus zwei Aufsehern und zwei Aufseherinnen, begleitet.

Einmal erblickten wir Zuckerrübenköpfe unter dem Schnee. Mit einem gleichaltrigen Mädchen verliess ich in einem Augenblick, in dem wir uns unbeobachtet fühlten, die Reihe, und wir rannten zu den Rüben. Als ich eine Rübe unter dem wässrigen Schnee hervorgekratzt hatte, hörte ich einen Schuss, wagte aber nicht, meinen Kopf zu wenden. Dennoch sah ich von der Seite den wankenden Körper meiner Kameradin, die zwischen den Rüben liegenblieb!

Ich selbst steckte die paar Rüben, die ich ergattern konnte, unter meinen gestreiften Sträflingsanzug und rannte zurück an mei-

nen Platz. Meine zu Tode erschrockene Mutter konnte nur her-ausstottern: «Bist du es? Ich dachte, du warst das!» Sie hatte meine wankende Kameradin auch gesehen. Und doch: Wir hatten etwas zu essen: ein paar schmutzige, erdverkrustete Rüben! Wir bissen hinein, saugten daran, hatten Nahrung!

Wir gelangten an eine Landstrasse, und ich hörte gerade noch im Halbschlaf den Befehl: «Einzel ausrichten!» Meine Mutter stand jetzt vor mir und erlebte bei vollem Bewusstsein, was ich in meiner äussersten Erschöpfung im Stehen verschlief: Wir standen neben einem Friedhof, und die SS-Leute wollten unsere gesamte Reihe erschiessen. Meine Mutter war nur froh, dass ich schlief und so dieses letzte Trauma nicht erleben musste. Das war nun wirklich der letzte Augenblick! Sie verabschiedete sich in Gedanken von mir. Ich wurde jedoch durch ein lautes: «Ab, ab!»-Geschrei wach: Der Schiessbefehl wurde plötzlich zurückgezogen. Die Fünferreihen lösten sich auf, und wir marschierten weiter... aber ohne unsere Henker. Sie waren verschwunden. Eine der Aufseherinnen sahen wir noch in Zivilkleidung.

Frei !

Die Reihen lockerten sich immer mehr auf. Einige Frauen wurden ohnmächtig, andere bekamen einen hysterischen Anfall. Sie warfen sich in den Strassengraben und wollten nicht weitergehen.

Meine Mutter – obwohl die Symptome ihrer späteren Krankheit bereits deutlich wurden – beugte sich zu ihnen hinunter, ermutigte sie und redete ihnen gut zu. Sie hätten bis jetzt ausgehalten, sie sollten auch jetzt nicht aufgeben. Wieder der ärztliche Eid, das Gewissen.

Aber von den ohnehin wenigen, die am Leben geblieben waren, hörten nur einzelne Frauen auf sie.

Noch dort, auf der Landstrasse, bekam sie einen fürchterlichen Durchfall und stellte sachlich ihre eigene Diagnose: Bauchtyphus.

Wir wussten nicht einmal, in welchem Lande wir uns jetzt nach dem erneuten tagelangen Marsch befanden. Aber da kamen uns schon Menschen entgegen, und ich hielt einen jungen Mann auf seinem Fahrrad an mit meiner Frage: «Wo sind wir hier?» – «In Deutschland – Grimma an der Mulde (bei Leipzig) –, und der Krieg ist zu Ende!»

Der Mann mit dem Fahrrad hatte es nicht wissen können, was für ein Berichterstatter er für mich war – der erste...!

Wir hatten also das Ende erlebt, aber deine Urgrossmutter konnte kaum mehr auf den Beinen stehen.

Wir bekamen Küchengeruch in die Nase. An der nächsten Strassenecke dampfte in einem grossen Kessel Kümmelsuppe. Was für ein majestätischer Geruch. Wir fielen – meine kranke Mutter, einige Kameradinnen und ich – über die Suppe her. Wir haben diese heisse Kümmelsuppe richtig verschlungen. Wir standen aber noch immer vor schweren Schicksalsprüfungen: Die fei-

ne Suppe hat uns natürlich geschadet. Wir haben geschwitzt, es wurde uns übel. Ach, aber wir waren frei!

Und was sagte meine Mutter in ihrem elenden Zustand bei dieser ersten Suppenzuteilung? Sie sagte, dass sie Ärztin sei und helfen wolle.

Wohin jetzt? Eine Hilfsorganisation gab es noch nicht. Unsere Gruppe hatte sich inzwischen aufgelöst. Wir schauten einander an, sozusagen einen Ratschlag erwartend – einer vom anderen. Zunächst mussten wir uns für eine Richtung entscheiden: Rechts oder links? Meine Mutter brauchte schnelle Hilfe.

Uns wurde es plötzlich bewusst: Wenn deine Urgrossmutter nach unserer Ankunft im Lager den Dr. Mengele nicht belogen hätte und gesagt, dass wir Geschwister seien, würden wir beide uns jetzt hier nicht frei herumschleppen können, nach dem ersten besten Haus suchend, um Unterschlupf zu finden.

Jetzt war es keine Lüge mehr: Wir waren zu Geschwistern geworden.

Ja, wer hätte das glauben können: Wir waren Überlebende von Auschwitz – wenn auch als armselige Bettler. Nun benötigten wir Hilfe. Wir gingen durch das Tor des nächsten Hauses mit einem schönen Garten in Vorfrühlingsstimmung. Die Wohnungstür stand offen: Die Bewohner waren wahrscheinlich geflüchtet. Offenes Klavier. Darauf das Notenblatt der weihnachtlichen «Stillen Nacht». Welch grausame Ironie des Schicksals: Die Hymne der Liebe mitten in der ungezügelten Unmenschlichkeit.

Wir wollten uns nur erst einmal hinsetzen und ausstrecken, zerlumpt und dreckig, wie wir waren.

Da stürzten einige unserer Leidensgefährten herein, die uns bisher unbekannt waren. Sie kamen wohl von woanders her. Sie holten aus der Küche ein Messer hervor. Sie stiessen es in das Rundfunkgerät. Sie wollten das Notenblatt zerreißen und das

Klavier zertrümmern. Meine Mutter redete ihnen zu, sie sollten diese unnütze, sinnlose Handlung unterlassen. Aber es gelang ihr nicht, diese armen Frauen von der Befriedigung ihrer Zerstörungswut abzubringen.

Es waren instinktive Reaktionen auf die unmenschlichen Erniedrigungen; es waren Zeichen des lange unterdrückten Hasses. Dieses Gefühl beschlich letztlich jeden von uns. Es war eine ganz natürliche Auswirkung all der Demütigungen und des erlittenen furchtbaren Unrechts.

Bei mir haben diese hässlichen Rachepläne erst dann zu existieren aufgehört, Michal, als dein Vater geboren wurde.

Die Frauen, die damals alles zerstören wollten, haben zu jener Zeit nicht verstehen können, dass Hass niemals in der Lage ist, zwischenmenschliche Beziehungen wieder aufzubauen. Er kann nur den Hass des von uns Gehassten auslösen. Auch mir ist das erst später bewusst geworden. Ich schreibe dies für dich, Michal, als einen gewissermassen verpflichtenden Wunsch nieder, dass du diese Liebe, die mich jetzt erfüllt, weiterreichen mögest. Dies soll dir wie ein kostbarer Schmuck sein. Das Herz ist ein sonderbares Ding: Je mehr du von ihm verschenkst, umso mehr wird es von der Sehnsucht des Gebens erfüllt.

Das erste Lächeln, das erste Wort, die ersten Schritte deines Vaters lösten bei mir einen tiefen Dank gegenüber dem Allmächtigen aus. Dies bleibt in mir so gültig, auch dann, wenn ich keine Antwort auf die verzweiflungsvolle Frage bekommen kann: Warum mussten so viele von uns dort umkommen? Wie hat dies derselbe Allmächtige zulassen können?

Nach einer Weile erschien in der Tür eine deutsche Frau, wahrscheinlich die Nachbarin. Sie begann ängstlich und verschämt zu uns zu sprechen. Erleichtert stellten wir fest, dass sie den berühmten Lageraufseherinnen nicht ähnlich sah.

Sie hatte Angst; Angst, dass mit dem Sturz des angebeteten Führers auf sie das gleiche Schicksal wartete, wie wir es hatten durchmachen müssen. Uns aber bewegte nur ein Wunsch: Waschen und schlafen.

Es kamen noch weitere Frauen, um uns ihre Wohnung und Hilfe anzubieten. Es war für uns eine gute Erkenntnis: Sie hassten uns nicht. Jede von ihnen erwartete den Mann (oder konnte ihn nicht mehr erwarten!). Wir gingen mit einer von ihnen mit.

Meine grosse Schwester, meine wunderbare Freundin, traute sich nicht, sich ungewaschen hinzusetzen, weil sie ihre Läuse nicht weitergeben wollte.

Die letzte entsprechende Untersuchung hatten wir gegenseitig unter der schwachen Birne in unserem Block durchgeführt.

Ich entsinne mich heute noch: Als wir in das Haus kamen, wie meine Mutter durch das Fenster in den Garten schaute und seufzte, weil wir einen ähnlichen Garten zu Hause hatten. Ach, ich habe es einfach nicht glauben können, dass dieses alles einmal wahr gewesen ist.

Nach dem Bad erzählten wir – auf viele Details eingehend – all das, was wir in der Hölle erlebt hatten. Im übrigen fühlten wir uns noch immer schlecht von der vorher verschlungenen Suppe. Die Frau brachte uns dann zum Stadtkrankenhaus. Dort freuten sie sich sehr über die neue ärztliche Hilfe, weil die Krankenzimmer überfüllt waren, darunter eine grosse Anzahl Kriegsgefangener, die auf Hilfe warteten.

Das war soweit in Ordnung. Aber die neu angekommene Ärztin brauchte dringend selber ärztliche Behandlung. Sie hatte hohes Fieber und Schmerzen.

Wir dankten dem Allmächtigen, dass die Verschlechterung der Krankheit jetzt erst geschah und nicht im Lager oder auf der Land-

strasse. Der Oberarzt war ein älterer deutscher Herr. Er unternahm alles, damit meine Mutter wieder gesund würde.

Einige Tage später wurde die Stadt durch die Amerikaner besetzt, und im Krankenhaus nahm eine sehr gewissenhafte Gruppe von französischen Krankenschwestern die Arbeit auf.

Es wäre alles sehr schön gewesen, aber der geschwächte Organismus meiner Mutter reagierte nicht schnell genug auf die Medikamente. Allein der Gedanke erbitterte mich, dass ich mich jetzt, am Ende des Krieges, nachdem sie all die unmenschlichen Qualen durchlebt und überstanden hatte, etwa von ihr trennen müsste. Nein, diese Angst habe ich mit ganzer Seelenkraft zurückgewiesen.

Ich selbst fühlte mich durch die ausgezeichnete Ernährung, die menschlichen Verhältnisse und die warme Zuneigung bald viel stärker. Ich nahm in zwei Wochen sechs Kilogramm zu. Die Krankenschwestern schauten mich mit freudvollen Gesichtern an. Meine Taschen waren voll von Schokoladetafelchen; ich nahm kalorienreiche Speisen mit grossem Genuss und mit dem obigen Ergebnis zu mir. Auch der Schlaf hat mir geholfen und mich zur Ruhe kommen lassen.

Ich half schon bald bei der Durchführung von Verwaltungsarbeiten des Krankenhauses. Ich verdolmetschte die Wünsche der italienischen und französischen Kranken den Büroangestellten, die nur deutsch sprachen. Die grösste Kraft erhielt ich jedoch dadurch, dass meine Kranke sich langsam aber sicher erholte, und meine Angst verflog allmählich.

In der Stadt wurde ein Basar für die Befreiten eröffnet. Es wurden uns Kleidungsstücke – Gaben der deutschen Bevölkerung – geschenkt. Ich ging hinein, um Umschau zu halten und brachte einen feinen Lodenmantel zu meiner Mutter ins Krankenzimmer, damit sie ihn anprobieren könne. Aber sie hatte noch nicht die ihr eigene zuversichtliche Stimmung zurückgewonnen. Da habe ich

das Lied angestimmt: «Auf der Bergspitze von Szombatfalva, da wohnt mein Geliebter!» Sie lachte unter Tränen, aber ihr Lächeln war noch schmerzlich und voller Zweifel.

Ich bat sie darum, sich etwas aus der Küche zu wünschen: Sie wünschte sich Nussnudeln. Es schmerzte mich, dass ich ihren Wunsch nicht erfüllen konnte. Ich konnte nur Mandelnudeln für meine Genesende hochbringen. Unsere heimischen Nussnudeln gab es nicht.

Meine Arbeit war interessant und schön, denn ich konnte helfen. Meine Mutter zog endlich an einem Morgen einen weissen Kittel an und gab als erstes den ekzemkranken italienischen Kriegsgefangenen intravenöse Kalziumspritzen.

Unsere erste deutsche Bekannte kam oft ins Krankenhaus, um uns zu besuchen. Sie brachte Blumen oder Konzertkarten. Ja, wir begannen, menschliche Gestalt anzunehmen. Aber unsere Seele weinte nach unseren hoffentlich am Leben gebliebenen Angehörigen zu Hause. Wir vermieden die seelische Konfrontation, obwohl wir einander heute genauso gut kannten wie dort, im Feuer der Hölle. Wir hofften nicht nur, wir glaubten es auch fest, dass meine Grossmutter und mein Onkel – die Mutter und der Bruder meiner Mutter – in Rumänien, in der Stadt Schässburg, noch lebten. Die korrekt und menschlich wirkenden Rot-Kreuz-Büros waren so voll, dass wir kaum damit rechnen konnten, je dort hineinzugelangen. Als es uns dann doch gelang, war die einzige Auskunft, dass wir Geduld haben möchten.

Wir verrichteten nun bereits einige Wochen die oben beschriebene Arbeit, an der wir Freude hatten. Wir hatten schmackhaftes, nahrhaftes Essen, einen gedeckten Tisch, saubere Bettwäsche, Unterwäsche und Kleider. Wir waren nicht mehr verlaust. Das lebhaft gefühlte Dankbarkeit im ersten Monat nach der Befreiung lebt auch heute noch in mir. Wir schluckten jeden Bissen mit Dankbarkeit hinunter, berochen jedes frische Kleidungsstück,

freuten uns über jede aufbrechende Blume. Aber nachdem einige Monate vergangen waren, schmerzten uns unsere seelischen Wunden bohrend wie Zahnweh.

Das übermächtig werdende Heimweh veranlasste uns zum Handeln. Wir verliessen für einige Stunden unser schönes Asyl und gingen in die fremde Stadt, um eine Amtsstelle aufzusuchen, wo wir über unsere Heimkehr Informationen einholen konnten. Im Krankenhaus wusste nämlich niemand in dieser Angelegenheit Bescheid, obwohl wir nur wenige Strassen überqueren mussten, um zu dem hohen Gebäude mit Fahnen vieler, vieler Länder zu gelangen. Die ungarische Fahne flatterte auch dort. Damals hatte man uns unter der ungarischen Fahne weggetrieben! Wir sprachen kein Wort darüber, liessen nur die quälenden Gefühle durch unsere Seelen strömen. Dann lächelten wir uns glücklich zu: Selbstverständlich gehen wir hinein. Ein eigenartiges Bild empfing uns: Viele, viele Zimmer, enge Korridore, in den Räumen unzählige Menschen, über Landkarten gebeugt, die auf grossen Tischen ausgebreitet waren. Vorläufig gingen wir nur auf und ab. Niemand sprach uns an. Es war in den ersten Monaten nach Kriegsende. Kamen da überhaupt schon Züge? Und, wenn ja, in welcher Richtung?

Unsere Sprache schien in diesem babylonischen Durcheinander niemand zu sprechen, zumindest hörten wir sie nicht. Ich war verzweifelt, meine Mutter nicht: «Wir haben gelitten und überlebt, wir wurden getrennt und kamen wieder zusammen. Kopf hoch! Wir kommen auch heim!»

Wie recht sie hatte! Aus einem Raum hörten wir plötzlich ungarische Laute. Aber welche Überraschung war es für uns, dass die Stimme dem Bruder unserer Nachbarin aus Székelyudvarhely gehörte. Er war als Kriegsgefangener hierher gelangt. Auch er wollte heim. Aber zwischen uns war eine Kluft. Wir konnten es

nicht akzeptieren, dass wir uns in der gleichen Situation befinden sollten: Er als ehemaliger Kriegsgefangener und wir als Überlebende von Auschwitz.

Wir erfuhren soviel, dass es jedenfalls Züge gab; wenn auch keine Personenzüge, sondern Güterzüge (ach!!); und wenn auch langsam, aber wir könnten nach Prag gelangen.

Wir verabschiedeten uns vom Krankenhaus Grimma an der Mulde, unserem ersten Asyl. Die Kranken weinten, als sie sich von meiner Mutter verabschiedeten, ebenso auch die Angestellten und der Koch, als ich ihnen Lebewohl sagte. Dann fuhren wir los. Mehr als zwei Wochen waren wir ohne Geld und Lebensmittel unterwegs, aber auf jeder Station wartete auf uns warmes Essen und Reiseproviant. Und vor Prag gab uns ein Mathematiklehrer, der als Bahnhofsvorsteher fungierte, sogar Taschengeld. Das kam genau zum richtigen Zeitpunkt.

Meine Mutter und ich setzten uns mit unseren geschwellenen Füßen in eine Konditorei, und sie ass ein Stück feines, frisches Gebäck.

Weiter ging's im Personenzug. Die Wiesen blühten, die Sonne schien durchs Fenster, und wir lächelten uns an: Göttliche Gnade!

Mein Mädchen: Deine gewünschte Geschichte geht bald zu Ende. In Budapest wuschen wir uns im Bahnhof. Da sahen wir einen nach Palästina abfahrenden Zug. Wir blickten zuerst ihn, dann uns an. Wir verstanden unsere Blicke, die sagten: Nach Hause zu unseren Lieben!

Du weisst, Michal, dass wir den Vater von Mimi und meine und ihre Grossmutter suchten – und, ja, wir fanden sie nach einer Fahrt von weiteren zehn Tagen.

Da stand in der Tür des Hauses von Segesvar auch die treue Nany'o, die uns damals im Ghetto besucht hat. Sie schien sich gar nicht zu wundern. Sie umarmte uns und sagte, schluchzend vor

Freude: «Ich habe es gewusst!», und am Abend lag Hornkuchen auf dem Tisch.

Das Wiedersehen mit unseren Lieben war erschütternd. Sie kleideten uns ein, verwöhnten uns und weinten jedesmal, wenn sie sahen, dass wir den Boden der Kaffeetasse ausleckten. Wie hätte ich das nicht auslecken können? Unser körperlicher Zustand hatte sich bereits regeneriert, aber die Spuren des Leidens waren noch in unseren Zügen, unseren Bewegungen erkennbar.

Ich suchte meinen Vater. Wenn ich auf die Strasse ging, sah ich in jedem Mann mit ähnlichem Äusseren meinen Vater.

Um meine Mutter war ich besorgt. Es war schwer, in die traurigen Augen meines «Schutzengels», meiner grossen Schwester, zu sehen. Für sie war es viel schwerer, verwaist zu sein, als für mich. Schliesslich fand sie in einer sehr harten, verantwortungsvollen Arbeit Trost. Sie übernahm die Leitung der Kinderstation im Krankenhaus. Oft kam sie auch nachts vom Krankenhaus nicht nach Hause. Aber ich war froh für sie.

Und ich? Es wurde ein Gesetz erlassen, wonach die Prüfungen der wegen Rassenverfolgung exmatrikulierten Studenten abgekürzt werden sollten, um den Zeitverlust aufzuholen. Aber ich habe die dazu notwendige Energie nicht aufbringen können. Dann begegnete ich deinem Grossvater. Ich sehnte mich nach der Geborgenheit einer Familie. Erst als dein Vater drei Jahre alt war, legte ich die letzte Lehrerprüfung ab.

Sein erstes Lächeln und Wort, seine ersten Schritte wischten aus meinem Herzen das letzte noch blasse Gefühl der Rachsucht und des Hasses aus. Meine Seele war durch die Mutterschaft voller Freude. In meinem Sohn sah ich den Sieg des Lebens über den Tod. Er allein bedeutete für mich die Wirklichkeit, die alles andere hinwegwischte.

Diese Geschichte, Michal, war eine ganz persönliche. Die Geschichtsbücher hingegen klären alles auf und legen die Tatsachen klar. Inzwischen ist auch ein Holocaust-Lexikon erschienen.

Du hast mich gebeten, zu erzählen, was ich selbst, deine Grossmutter, körperlich und seelisch durchgemacht habe. Jede Überlebende hat eine andere Geschichte, nur die Tatsachen sind dieselben.

Michal, Ejal, verwöhnte Sabres¹ eurer Eltern, eurer Heimat! Möget ihr die Leiden nie kennenlernen, die eure Grossmutter erlebt hat, nur weil sie als Jüdin geboren wurde.

In euch habe ich meinen Lebensinhalt wiedergefunden. Die Freude, euch haben zu dürfen, ist für mich jeden Tag neu und schenkt mir immer neue Lebenskraft.

Ihr und meine Heimat – das sind für mich Geschenke des Himmels!

¹ Sabres: Die im Lande geborenen Israelis, die einer stechenden, innerlich jedoch süssen Frucht, der Sabres, ähneln.



Mutter gibt mir zu essen



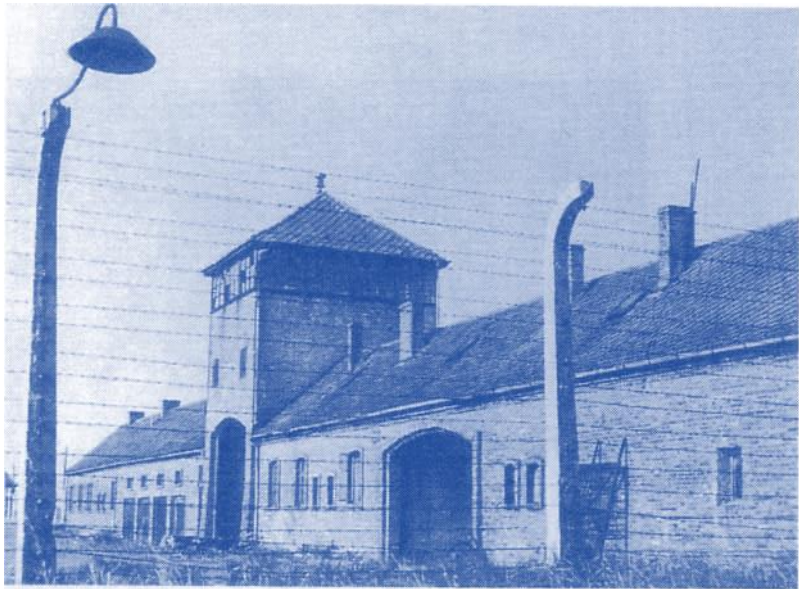
Im Vaterhaus, 17 Jahre



Meine Familie im Jahre 1924



1994



Einfahrtstor nach Birkenau. Durch dieses Tor führte der letzte Weg der zur Vergasung Bestimmten.

Nachwort

1945-1995: Fünfzig Jahre sind vergangen, seitdem der Zusammenbruch des Dritten Reiches dem furchtbaren Massenmord an den Juden Europas ein Ende setzte – nur wenige überlebten.

Wollen wir heute noch an diese dunkle Vergangenheit erinnert werden? Erschütternde Geschehnisse in unserem Land zeigen, dass wir uns dem nicht entziehen können. Das Zeugnis von zwei ungarischen Jüdinnen – aus der Hölle von Auschwitz gerettet – kann mithelfen, nicht zu vergessen, was nie vergessen werden darf.

Als Deutsche, die wir uns zu der unermesslichen Schuld unseres Volkes bekennen müssen, begleiten wir dieses Buch mit dem Gebet des Psalmisten:

Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge
meine Sünden nach deiner grossen Barmherzigkeit.
Wasche mich rein von meiner Missetat,
und reinige mich von meiner Sünde;
denn ich erkenne meine Missetat,
und meine Sünde ist immer vor mir.

Psalm 51,3-5

Beim Auschwitzprozess in Frankfurt am Main (1964) mussten die Zeugen das Grauen im Geist noch einmal durchleben. Manchen konnten wir in diesen schweren Stunden ein wenig zur Seite stehen; und nie war es uns selbstverständlich, dass sie überhaupt unser Haus betraten. Marianne Adam und Ella Salomon, damals unsere Gäste, nun unsere Freunde, sind nicht nur Zeugen der Greuel taten, von Gliedern unseres Volkes verübt, sondern zugleich le-

bendige Zeugen der Auserwählung Gottes, die Israel schon vor Jahrtausenden zuteilgeworden ist.

In ihrem Buch «Israel – Mein Volk» schreibt Mutter Basilea: «Hinter der Rassenfrage stand der Hass gegen Gott. Es war Neid, teuflischer Neid, dass nicht das deutsche, sondern das jüdische Volk das für eine Weltmission auserwählte Volk sein sollte, auf dem Gottes Adel liege... Die ‚edel, allein hochwertig‘ genannte ‚nordische Rasse‘ zeigte sich niedriger, unmenschlicher als je eine Rasse der primitivsten Völker auf Erden. Dagegen ... das jüdische Volk zeigte sich in diesen unmenschlichen Leiden heldenhaft, edel und gross – bei allen natürlichen Schwächen, die ihm wie jedem Volk anhaften.»

So erleben wir Marianne Adam und Ella Salomon im vorliegenden Buch. *So* lernten wir sie kennen. Aus ihrem Herzen kam stets Dank, beschämender Dank für die kleinste Freundlichkeit – wahre Glieder des auserwählten Volkes. Gott führte sie durch Nacht und tiefstes Grauen zu einer Begegnung mit ihm selbst – Jesus offenbarte sich ihnen als Messias.

Darmstadt, im Januar 1995

Evangelische Marienschwestern